Der kampf der weissen und der roten rose

Georg Hirschfeld





Der Kampf der weißen und der roten Rose

Roman von

Georg Hirschfeld



Stuttgart und Berlin
Deutsche Verlags-Anstalt
1912

Druck der
Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart
Papier von der Papierfabrik Salach
in Salach, Württemberg

Erster Teil

I

Großmutter Schweikert schlug mit ihrer harten Hand auf den Tisch. Die Goldtassen in der Servante klirrten, und das Bild des seligen Nikodemus hing wieder einmal schief am Nagel. Frau Barbara Tränkle, ihre Tochter, hob erschrocken die Hände, deren rechte die Stopfnadel hielt, während die linke in Vater Augusts umfangreichem Wollstrumpf steckte. „Großmutter, was hast denn wieder?"

„Ist das nit, um den Jägersberg dreimal auf dem Bauch 'nunterzurutsche? Da liegen die drei Mädels wieder im Fenster und schaun sich die Augen nach dem hochnäsigen Stelzer aus der Neustadt aus!"

„Nach wem, Großmutter?"

„Aber Bärble, der Herr Rominger junior kutschiert ja mit seinem Affenwägle immerfort um den Marktplatz 'num! Es könnt' ja noch einen gebe, die blinde Frau Meisenthal vielleicht, die ihn noch nit gesehe hat!"

Das breite Parterrefenster zum Markt hinaus war offen. Drei junge Mädchen, die Töchter des Hauses Tränkle, lagen in seinem Rahmen, schon länger, als die in ihre Näherei vertiefte Alte bemerkt hatte. Der Aprilsonnenschein des Schönwettertages draußen wollte in die niedere, verdunkelte Stube dringen, machte aber gern auf den drei Mädchenköpfen, deren Blond- und Schwarzhaar vom lauen Winde bewegt wurde, halt und verweilte auch noch auf den schlanken Gestalten, die dicht aneinander gedrückt, die Arme aufs Gesims gestützt, in hellen Blusen und fußfreien Röcken dastanden. Auf die letzten Worte der Großmutter hin aber fuhr die

Mittlere, die Schwarze, die auch an Jahren in der Mitte der Geschwister stand, heftig zur Stube herum und rief: „Aber Großmutter! Affenwägle?! Die prachtvolle Equipage hast du wohl noch gar nit gesehen, wenn du die so nennst! Und der Karlmann Rominger — der hat's doch gewiß nit nötig, sich von den Leuten am Marktplatz begaffen zu lassen!"

„So? Wie du gescheit schwätzt, Toni! Das Theaterfrauenzimmer, für die er die Kutsche gekauft hat, die wohnt doch droben am Josephsberg! Kaufen tut er hier auch nix am Markt — die Romingers, die kaufen doch nur in der Großherzog-Friedrich-Straße oder am Neuturm. Das Wolkenriechervolk, das aufgeblasene, Gott verdamm mich!..." Die letzten giftigen Grollworte murmelte Großmutter Schweikert, als ihre Enkelin, die blutrot geworden war, sich ohne Antwort trotzig wieder zum Fenster hinauswandte. Hilda, die älteste Schwester, kicherte in ihr Taschentuch hinein, und Juliane, die jüngste, lächelte, was auf ihrem blassen Gesichtchen nur selten vorkam. Toni flüsterte etwas Unverständliches, während sie starr hinaussah und eine widerspenstige schwarze Haarsträhne aus der Stirn strich. In ihrem blühend frischen, etwas breiten Gesicht lag ein verhalten leidenschaftlicher Ausdruck, und ihre dunklen Augen sahen in größere Fernen als in die Firmenschilder der gegenüberliegenden Häuser, auf denen ohne weitere Rätsel Meyer Söhne und Schneckenburgers Witwe stand. Am Nachmittag war es still auf dem Marktplatz. Nur wenige Obstbuden blieben dem Handel offen. Ein alter Mann mit einem großen Bündel Weidenruten, deren Silber den Frühling meldete, machte sein bescheidenes Geschäft, die Bürger gingen spazieren, und in den Kellertüren sahen ihnen kleine Leute zu. Kinder konnten auf dem Friedrichs-

burger Pflaster ungefährdet ihre Spiele treiben, und der Schutzmann, der am gotischen Gitter des Brunnens lehnte, schien mit seinen roten Bäckchen und freundlichen Äuglein wenig an den Ernst seines Berufes zu denken. Nur der etwas zu hohe und spitzige Helm stimmte zu den alten Giebeln der Markthäuser, die scharf und unnahbar in den blauen Himmel schnitten. Weder vom Duft des Frühlingswindes noch von den weißen, treibenden Wölkchen hoch über ihnen wurden sie beirrt.

„Du, ich glaub' immer, er kommt noch einmal wieder," flüsterte Hilda, das Taschentuch am Mund — in ihren scharfen, ein wenig schielenden Augen lag gutmütiger Spott, und sie blickte verstohlen zu Toni hinüber. „Meinst nit auch? Das versilberte Geschirr und die gelbseidene Polsterung im Wagen — wirklich famos!"

„Ich finde das Pferd so schön. Ach, Rappen — kohlschwarze — mit Silber — das sind doch die schönsten," meinte Juliane mit feiner Kinderstimme. Sie sog an einem Fruchtbonbon und ließ den roten Kristall in der Sonne blitzen.

Toni stieß sie in ihrer warmen, zärtlich-groben Weise an. „Na, Juli — das ist doch auch das einzigste, was mich freut! Der Herr Rominger — pah! Was kümmert mich denn der..."

Sie sah nach dieser Behauptung keine ihrer Schwestern an, wußte aber genau, daß beide lächelten. Die Lippen spitzend, mit hochroten Wangen, pfiff sie das Liedchen eines Straßenbuben mit, bis das gespannte Schweigen der drei sich in ein allgemeines Gelächter auflöste.

Mutter und Großmutter in der Stube nickten sich mit vielsagendem Lächeln zu.

„Kindsköpf'," murmelte Barbara, den fertigen Strumpf durch die Brille musternd.

„Weißt, wer noch immer der ärgste is?“ fragte die Alte, ihre Runzelhand vorm Munde. „Die Toni! Die am allermeisten von der Welt gesehe hat!“

„Weiß Gott, Großmutter. Aber sie ist mir grad recht so.“

„Mir doch auch! Aber sie is mir zu leichtgläubig!“

„Leichtgläubig?“

„Ja! Sie purzelt immer in alles 'nein!“

„Ich weiß nit, was du damit meinst, Großmutter. Aber die Toni — die ist so recht lebig — ja, ja — nit leichtlebig und auch nit schwerlebig — lebig halt — die Hilda, die ist schon mehr von der leichten War' — und die Juli, du mein Gott, das arme Ding kann nix dafür, daß sie ein schweres Herz hat. Toni — das ist so die goldene Mitt'. Die wird viel erleben — die soll auch viel erleben. Durchschlagen muß sich ein tüchtiges Weibsbild durch alles — nachher, da schaut's schon so aus, wie's vom lieben Gott gemeint war.“

„Wo is denn der August? Hat er wieder einen Auftrag im Schloß?“

„Nein, nein. Der arme Mann steht schon seit sieben Uhr früh in der Küch'.“

„Für wen?“

„Ich weiß nit —“

„Na, Bärble, das war aber schlecht geloge! Du weißt's nit?“

„Ich glaub' — ich glaub' halt sogar, für die Romingers. Die haben heut' abend wieder ein großes Fest. Der Ringer soll ja in Friedrichsburg sein. Ja, dem zu Ehren ist es. Gewisses weiß ich aber nit.“

„Du brauchst dich doch nit zu geniere. Wenn ich das Wolkenriechervolk aus der Neustadt auch nit ausstehe mag — fürs Geschäft sind sie gut. Zum

Geldverdiene kann man sie brauche. Wer ist denn der Ringer?"

„Großmutter, das ist doch der berühmteste Maler, den's jetzt auf der Welt gibt! Der Arnold Ringer aus Rom! Kennst denn seine Gemälde im Museum nit?"

„Und im Sophienschloß — jawohl! Der speist also heut beim Akademiedirektor?"

„Beim Rominger! Freilich!"

Jetzt kam in die Geschwistergruppe am Fenster hitziges Leben. Sie hoben sich auf die Zehen, sie spähten, die Köpfe aneinander gedrängt, eifrig nach links hinaus.

„Da kommt er wieder!" rief Hilda.

„Still doch!" murmelte Toni, sie anstoßend. „Das hört er ja!"

„Aber jetzt kommt er nit allein! Ein schwarzer Federhut? Wahrhaftig! Die Naumann vom Hoftheater!"

Toni richtete sich mit einem Ruck in die Höhe. Sie trat einen Schritt zurück — man konnte sie jetzt vom Marktplatz aus nicht sehen.

„Er hat sie abgeholt!" fuhr Hilda belustigt fort. „Er bringt sie ins Theater! Was spielt sie denn heut'?"

„Die Claire im ‚Hüttenbesitzer'," sagte Juliane.

„Juli weiß das immer ganz genau! Aber schick ist die Person — das muß ihr der Neid lassen! Gelt, Toni?"

Toni hatte sich zwar eben noch gereckt, um Karlmann Rominger und seine Mätresse vorbeifahren zu sehen, nun aber, als Hilda sich nach ihr umwandte, drehte sie sich schnell dem Spiegel zu und schnitt ein gleichgültiges Gesicht hinein.

„Eine Diamantagraffe trägt sie am Federhut," fuhr Hilda fort. „Die hat er ihr gekauft! Beim Klostermann! Das weiß ich ganz gewiß!"

„Woher käm' denn der zu solchem Taschengeld?" fragte Toni, mit gesenktem Blick ihre starken Hände betrachtend, die in reizvollem Gegensatz wohlgepflegte Damennägel hatten.

„Er soll ja in Monte Carlo so viel gewonnen haben mit der Mutter zusammen," erklärte Juliane und richtete sich ebenfalls vom Fenster auf, aber anders als die Schwestern, mühsam und einen leisen, erschöpfenden Husten bekämpfend.

„Nun? Hat's schon stattgefunde, das große Ereignis?" fragte die Großmutter, ihren grollenden Hohn vergebens mit Humor dämpfend. „Hat er sich noch einmal bewundern lasse, der Herr Rominger junior, mit seinem scheenen Vornamen? Wie heißt er doch? Karlmann! Wo die Leut' nur ihre Vornamen herhabe! Karlmann! So hießen doch die alten Heiden! Na, so ein rechter Heid' scheint der ja auch zu sein!"

„Karl dem Großen sein Bruder hieß Karlmann, und der war ein frommer Christ, Großmutter," erwiderte Toni ruhig. „Was soll man denn auch in Friedrichsburg am Nachmittag anfangen, als im Fenster liegen und schaun, was draußen vorüberkommt? Das tun hier alle Leut'."

„So? Na, ich weiß nit, es gibt auch welche, die Strümpf' stopfe und Hose ausbessern. Aber freilich, das is nix für euch. Is dir deine Vaterstadt zu klein geworde, seit du drüben in Amerika warst?"

„Ein bißl schon. Aber nix für ungut, Großmutter. Hier ist es so und drüben so. Ich will ja jetzt hierbleiben."

Toni schloß das Fenster, da Juliane nicht zu husten aufhörte. Dann gab sie der Kranken mit unauffälliger Entschlossenheit ein Beruhigungsmittel und setzte sich mit ihr auf das Sofa, wo die Kleine den Kopf an Tonis Brust lehnte und die Augen

schloß. Die Mutter warf einen sorgenvollen Blick hinüber, aber nur ganz kurz und mit einem rührenden Ausdruck, sofort wieder ihre Arbeit aufnehmend, als sei ihr die Sorge um ihr liebes Kind wie etwas Köstliches nicht länger erlaubt. Hilda blieb am Fenster stehen. Die Großmutter nähte schweigend, mit undurchdringlicher Miene weiter.

„Ist denn die Naumann wirklich dem jungen Rominger sein Verhältnis?" fragte Barbara, um das leichtere Thema wiederzufinden; ihre drollige Ahnungslosigkeit, auf diese Art die schwersten ins Rollen zu bringen, war in der Familie berüchtigt.

Hilda lachte laut auf. „Was du immer fragst, Mutterle, wenn wir dabei sind!"

„Gelbschnabel — soll man denn die Sachen nit beim rechten Namen nennen? Ihr wißt's doch ganz genau, was ich mein'! Ihr tuschelt doch immerfort davon! Dann kann man auch laut und ehrlich davon reden!"

„Ja, was meinst denn du, Toni?" fragte Hilda ihre Schwester, in deren Zügen Zorn und Erheiterung kämpften. Juliane war ruhiger geworden — sie rückte sich an Tonis Körper wie ein Kind zurecht und versuchte zu schlafen.

„Laßt mich zufrieden — ich weiß nix," murmelte Toni.

„Das sind schon Galgenvögel heutzutag, die Herren Söhn' aus vornehme Familien," begann jetzt die Großmutter eine ihrer längeren Räsonierreden. „Zu meiner Zeit war's anders — da wurde das scheene Geld erworbe, was die zum Fenster 'nausschmeiße. Immer elegant — hoppelpopp — ich weiß schon." Sie kümmerte sich nicht um das Gelächter der Mädchen, in das sogar Juliane mit geschlossenen Augen ein wenig einstimmte. Heftiger fuhr sie fort: „Na, is das etwa in der Ordnung,

daß so ein Milchbart von zwanzig wie ein Prinz lebt? Ja, ärger als ein Prinz! So wie der treibt's ja niemand bei Hof, da würd' ihn der Großherzog nit schlecht zum Fenster 'naushänge! Und was is er denn, was kann er denn, was hat er denn?! Der Karlmann Rominger! In der Schul', da is er bis Sekunda gekomme, wie die Feuerspritz' von Wiesenau bis Türkenbach, über Stock und Stein, drei Jahr' später! Scheene Kleider kann er trage, im Hotel Royal soupiere, ein Theatermensch mit Samt und Seide behänge — das kann er! Und wenn's noch für das Geld vom Vater wär' — da hätt' der Alte doch die Verantwortung — aber der gibt ja nix mehr her! In 'ner Spielhölle is er gewese — da hat sich der Gelbschnabel reich gemacht, und die eigene Mutter hat ihn dazu verleitet! Herrgottsakrament — wenn das wahr is! Das is ja das ärgste! Das kann schon 'nen rechtschaffenen Menschen aus 'm Loch jage! Solche Mutter!"

„Aber ich bitt' dich," suchte Barbara die außer Atem Geratene zu beschwichtigen. „Was kümmern dich denn die Leut', Großmutter? Das sind doch fremde Leut'! Wir wissen, wie unser Brot schmeckt, wir müssen arbeiten hier unten — aber die da droben am Neuturm? Nein — die verstehn wir gar nit."

„Ich würd' mich auch den Deiwel um sie schere, wenn ich nit merken tät', daß es hier im Haus schon ein Interesse für den Herrn Rominger gibt. Ein ganz gehöriges Interesse gibt es hier für ihn. Und darum — deshalb hat ein altes Weib, wie ich, 'ne Warnung auszuspreche, daß ihr's wißt." Die letzten Worte hatte die Großmutter mit heftigem Kopfnicken, ohne aufzuschauen, gesagt. Ein Schweigen folgte, das eine gewisse Bedeutung hatte. Toni brach es plötzlich, als ob sie sich von den andern beobachtet fühlte. Mit hochroten Wangen rief sie:

„Ja, Großmutter! Das geht doch wohl auf einen Bestimmten hier? Willst dich denn nit deutlicher ausdrücken, auf wen das geht?“

„Wer viel fragt, kriegt viel Antwort,“ murmelte die Alte.

Toni wollte noch heftiger erwidern, aber sie spürte den sanften Druck von Julianes Hand und würgte ihre Antwort hinunter. Hilda bastelte unschuldig am Fenstervorhang.

„Kinder, es ist ja alles nit so schlimm,“ entschied jetzt Barbara. „Wie die Alten sungen, so zwitschern halt die Jungen. Ein großer Bienenstock hat viel Drohnen — das ist nun einmal nit anders. Ihr dürft nit vergessen, der Vater ist ein Künstler, ein berühmter Maler. Übrigens ein guter, ehrwürdiger Herr — der Justinus Rominger tut keiner Fliege weh. Und so beliebt beim Großherzog — na, da sieht er natürlich die ganze Residenz in seinem Haus. Die Romingers gehören zu den ersten Leuten in der Stadt — ich bitt' euch, mit dem Kilchberg sind sie intim, mit dem Staatsminister von Pretzel — das muß doch der Frau zu Kopf steigen. Und sie ist reich, schwer reich. 'ne Schönheit war sie auch — ja, ja, das weißt du noch, Großmutter — daher haben die Kinder ihre Schönheit. Vom Vater nit — der ist 'n kleines Fäßle. Ein Augenfressen sind sie alle — die beiden Mädels, davon red' ich gar nit —“

„Ah was, die sind jetzt süße Zwetschge mit Fleck,“ warf Großmutter Schweikert giftig ein. „Da is es höchste Zeit, daß zwei starke Männer komme und sie vom Baum schütteln!“

„Gewiß, sie sind nit mehr die Jüngsten —“

„Die ihre ersten Liebhaber stehn ja schon an der Majorseck'! Militärfromme Gäul' sind die zwei! ...“

„Pfui, Großmutter!“ rief Toni empört.

„He?! Was weißt denn du? Kennst du das Leben von so ‚vornehme‘ Mädels?“

„Ich mein' nur — all das Gerede — das kommt doch schließlich alles nur auf Neid 'naus!“

„Neid?!“

„Ja! Werd' nit bös, Großmutter! Aber ist's denn nit so? Die Mutter sagt, wir hier unten verstehn die Leut' am Neuturm nit — das ist recht von der Mutter! Das sag' ich auch! Wissen wir denn nit, was hier unten am Markt immer getratscht und geklatscht wird? Ich mein', über uns Nachbarn — nit über andre Leut'! Das ist doch so ein Spinnennest — aber nur für den, der was draus haben will! Wir tun nit mit! Der Vater und wir, wir leben wahrhaftig für uns! Darum wollen wir auch Verständnis haben für Leut', die's ebenso halten! Dann ist man ja fast so wie die!“

„Wie die am Neuturm?! Schaut doch das Mädel an! Meinst etwa gar, ich hab' den Ehrgeiz, wie die am Neuturm zu werde?! Toni, wir sind mehr als die! Jawohl! Die Weinberge, von denen die ihren Reichtum habe, die sind unsrer Hände Arbeit! Mein seliger Nikodem und sein Vater — das waren ehrliche Winzersleut' — beim alten Grumbach, bei Karlmann Rominger seinem Großvater, daß du's weißt! Als er ein junger Bursch war, mein Nikodem, und ich ein junges Mädel von zwanzig, die Milchmagd beim Oppenheim, nun ja, da haben wir uns kenne gelernt, im Oktober war's, bei der Weinles'! Vor siebenundfünfzig Jahr'!“

Die letzten Worte der Alten, in denen ein längst versunkenes Licht aufstrahlte, übten eine überraschend versöhnliche Wirkung auf Toni aus. Als ob ihr junges Blut sich plötzlich wieder mit der Großmutter verwandt fühlte, streckte sie ihr die Rechte hin. „Ja,

Großmutter! Ich weiß ja auch, in welchem Punkt — worin wir das gleiche sind wie die am Berg! Unser Vater, du Herrgott, und der Großvater selig — das sind schon ebenso gute Bürger wie die Romingers! Hätt' ich's nie gelernt — in Amerika, da lernt man's! Aber da lernt man auch, nit voreilig über andre Leut' zu urteilen."

„Voreilig? Urteil' ich voreilig?"

„Ein bißl schon! Der Karlmann ist jung — das äußere Gehabe sagt gar nix! Er fühlt sich halt, er ist nit häßlich, er hat Geld, er hat einen berühmten Namen — Sorgen kennt der nit —"

„Du scheinst ja seine Bekanntschaft schon recht gründlich gemacht zu habe?"

„Ja, durch die Schwestern! Marion und Elsa turnen doch bei mir!"

„Und Hilda putzt ihnen die Hüt'! Das nennt ihr Bekanntschaft!"

„Wenn's darauf ankommt — oh — im vorigen Winter hab' ich über ein dutzendmal mit ihm getanzt! Auf dem Armenball, beim Künstlerfest und bei den höheren Beamten!" Toni geriet allmählich in Flammen — der versteckte Vorwurf, der in diesem Familienrat um sie herum lauerte, riß sie nun doch zu unbekümmerter Abwehr hin. Sie richtete sich auf. Juliane lehnte sich in die andre Ecke des Sofas, wo sie still und ein wenig bang zu der stark erregten Schwester aufsah.

„Beim Tanzen sieht man nit allzu tief in die Mannsleut' hinein, Toni," widersprach jetzt auch die Mutter sanft. Es war ihr ein zu empfindliches Thema. Man konnte nicht ahnen, wie heftig gerade Frau Barbara zu werden vermochte. Ihrem sicherstolzen Gefühl aber stand Karlmann Rominger ganz außerhalb des Bannkreises ihrer Tochter. Jedenfalls nur innerhalb des frei Erlaubten. Der Schlaf

einer Löwin, die ihr Junges schützt, lag auf ihr — sie wollte noch nicht erwachen.

„Oh, man plaudert allerhand auf so einem Ball," sagte Toni tief atmend, mit hochmütigem Ausdruck. Sie trat ans Fenster und drückte den verräterisch roten Kopf an die Scheiben. „Ich weiß jedenfalls — sie verkennen ihn alle."

„So?!" Mit einem leisen Pfiff sah Großmutter Schweikert ihre Tochter an.

Doch Frau Barbara schüttelte nochmals ärgerlich den Kopf und nahm die Brille von ihrem noch jungen Antlitz.

„Mir ist er eigentlich auch immer sehr anständig vorgekommen."

Mit diesen Worten kam Hilda jetzt ungeschickt ihrer Schwester zu Hilfe.

„Das ist doch selbstverständlich!" fuhr Toni auf. Sie wandte sich aufrecht den Ihren zu — dunkel und trotzig hob sich ihre kräftige Gestalt von der goldenen Nachmittagshelle ab. „Ein Mensch aus so einem Haus! Ein Mensch von solcher Bildung! Solcher Lebensauffassung! Sein Bruder, der Philipp, der ist viel mehr so, wie ihr meint! Der hat schon sein tüchtiges Konto in der Stadt, und 'n anständiges Mädel sollt' lieber nit mit ihm stehenbleiben! Aber der Karlmann! Der Karlmann! Kennt ihr denn einen Menschen, wenn ihr nur seinen saubern Rock anschaut und ein paar Dummheiten, die er gemacht hat? Der wird mal was Großes, das ist gewiß! In dem steckt alles, was der Vater ist und die Mutter und überhaupt die Romingers von je! Verstanden wird er aber von seiner Familie so wenig wie hier unten am Markt! Das hat er mir selbst gesagt! Aber er wird schon durchkommen! Er wird den Leuten schon zeigen —"

„Jawohl, jawohl!" polterte jetzt die Großmutter

dazwischen. „Du dummes, du leichtgläubiges Ding, du! In der seidenen Kutsche, wo er sein Theatermensch spaziere fahrt — da ist er auf dem besten Weg dazu!“

Starr stand ihr Toni nach diesem Einwurf gegenüber. Blitzende Tränen überzogen plötzlich ihre dunkeln Augen. Sie blieb stumm — sie fand in ihrer Überfülle keine Entgegnung. Haß und ins Herz getroffener Gram zuckten in ihren schönen Zügen. Dann warf sie mit letztem Trotz den Kopf zurück und verließ ohne Gruß das Zimmer. Ein tiefes Schweigen folgte. Die Schwarzwälderuhr schlug dröhnend fünf, und Vater Nikodemus' Bild hing noch schiefer am Nagel. Die Nachmittagssonne draußen bekam schon etwas Rot in ihr stilles Gold. In den Marktbäumen begannen die Amseln ihr Abendlied, und ein Windstoß brachte das sehnsüchtige Frühlingsgemisch von Hyazinthenduft und Orangen in die dämmerige Stube. Großmutter Schweikert ließ ihre Arbeit sinken und lehnte sich in den Sessel zurück. Ihre halbgeschlossenen Augen glitten von Barbara zu Hilda, von Hilda zu Juliane hinüber. Einverständnis fand sie nirgends, und Juliane schüttelte sogar, zu Boden blickend, ein wenig das Köpfchen. Da sagte die Großmutter zu ihr, was sie eigentlich der Mutter sagen wollte: „Nehmt das Mädel in acht.“

II

Toni hatte im Korridor mit heftiger Wallung Hut und Jacke vom Ständer gerissen. Ein Blick in den Spiegel genügte — sie war fertig und schritt über den Hof, um in die stille Annagasse zu gelangen. Der vordere Ausgang zum belebten Markt hinaus war ihr jetzt zuwider, auch fürchtete sie, daß die

Großmutter, die im Zorn unheimlich jugendlich wurde, am Fenster stehen und ihr etwas Höhnisches nachrufen könnte. Der Weg über den Hof führte an den niederen Parterrefenstern vorüber, hinter denen Vater Augusts Werkstatt lag. Nichts Übelriechendes wie aus einem Leimtopf oder Maschinengeruch kam daraus hervor — die offenen Fenster entließen vielmehr zarte Bratendüfte, und zwei fertige Mayonnaisen standen wie ausgestellte Kunstwerke auf dem Gesims. Das bescheidene Firmenschild am Kontor trug die Aufschrift: „A. Tränkle, Koch und Hoflieferant Sr. Königl. Hoheit des Großherzogs." Der kleine, feiste Mann hantierte, sein eigner Küchenchef und Gehilfe, Jahr für Jahr am heißen Herd. Auch heute erblickte Toni ihren Vater in duftigen Rauchschwaden, hochrot das bartlose Mondgesicht, die weiße Mütze aus der schwitzenden Stirn geschoben. Maxl, der Bursche, sein einziger Beistand, rührte unter seiner Aufsicht eine Schokoladensauce. Das Romingersche Souper, zum größten Teil bei Tränkle bestellt, stand fast fertig auf den weißen Holztischen.

Als Toni den Vater in seinem rührenden Fleiß und Eifer sah, sank das Thermometer ihres Zornes rasch auf mildere Grade herab, und sie schämte sich des Streites drinnen, der aus ihrem Fensterlungern entstanden war. „Müßiggang ist aller Laster Anfang," hing in Goldleisten gerahmt als Devise über August Tränkles Bureaupult. Wie recht hatte der Spruch! Nur das Nichtstun hatte sie verleitet, das ihrer unwürdige, kindische Spiel der Schwestern mitzumachen, unter dem Deckmantel eines Scherzes den Mann, der in ihrem Herzen lebte, heimlich zu beobachten. Dann hatte sie sich der Großmutter gegenüber vergessen, in Heftigkeit preisgegeben. Nein, nein — sie fand sich schon wieder

und wollte das Haus nicht verlassen, ohne den geliebten Vater mit einem Gruße zu erfreuen. Sie trat an eines der offenen Fenster, lehnte die Arme auf das Gesims und spähte in das rauchige Innere. „Vaterle, Vaterle!" rief sie, wie sie als Kind getan, und baumelte wie damals mit den Füßen.

Der alte Koch blickte erst unwirsch auf die Störung — als er aber das liebe, lächelnde Gesicht sah, die roten Wangen und die weißen Zähne seiner Toni, nickte er, ließ den Jungen bei der Schokoladensauce, schob die Mütze in die Stirn und näherte sich dem Fenster. „Grüß Gott," sagte er japsend. „Na? Willst ausgehn? Schöns Wetter — wie? Ja, gib mir ein Küßle — aber schmeiß mir die Majonnäs nit 'nunter."

„Bist wieder so fleißig, Vaterle? — Wundervoll!"

Erfreut und wie aus seinem Küchentraum erwachend, deutete der Vater der Reihe nach auf die appetitlichen Schüsseln. „Hummer — Lachs — Forelle — Huhn — Hummer! Wie gefällt dir die Trüffelgarnitur? Périgord -- eine ganze Büchs hab' ich drangegebe!"

„Herrgott, ist das nobel! Hm, und der Duft! Weißt, da werden sich die Leut' beim Rominger anfangs nur die Garnitur nehmen — die andern haben dann das Nachschaun und müssen sich mit der Majonnäs begnügen!"

Das war ein Scherz für den alten Koch. Immer so etwas Nettes und Aufheiterndes brachte ihm die Toni. Er stemmte die Hände in die Seiten und schüttelte sich vor Lachen.

Toni beugte sich tiefer in die Küche und schnüffelte hinein: „Nußeis, Vaterle? Nußeis?"

„Magst einen Löffel, du Schlecker?"

„Ach ja! Ich bin nit abgeneigt!"

Lachend erfüllte der Vater ihren Wunsch und

fütterte sie im Fenster wie ein Vögelchen. „Im Winter die Spatzen, im Frühling die Mädels," sagte er, während Maxl vergnügt zusah. „Wenn das die Hilda und die Juli sehn, hab' ich sie bis zur Nacht am Fenster."

„Ach ja, ich bin die Genügsamste," pappelte Toni, eifrig kauend. Dann war sie fertig und fragte ernsthafter: „Wie geht's dir denn, Vaterle? Hat das Pulver geholfen?"

„Ah was," brummte Vater August, „mir hilft kein Pulver mehr."

„Vaterle!"

„Aber solang' mir noch die Arbeit von der Hand geht — solang' ich noch japse kann . . ."

„Nit wahr?! Und der Frühling ist doch so schön!"

„Der Frühling? Ja, der ist freilich schön . . ."

Als ob sie ihn an etwas erinnert hätte, nahm der alte Koch die Mütze ab und streckte den Kopf zum Fenster hinaus, um in den Himmel aufzublicken. Jetzt erst sah man, wie flüchtig die heiße, rote Frische in seinem massigen Gesicht war — welk und verschwommen wurden die Züge, und die tiefliegenden kleinen Augen schienen nur zum eignen weißlich kahlen Schädel emporsehen zu können, nicht mehr zum blauen Firmament. „Guts Wetter für den Wein," meinte er stöhnend. „Aber die Sonn' bleibt nur noch eine Stund' droben — eil dich, Toni. Wohin willst denn gehen?"

„Ich lauf' ein bißl über den Jägersberg, vielleicht bis zum Neuturm, und dann in die Schloßstraße 'nunter, um ein paar Besorgungen zu machen."

„Gut, Kind — aber bleib' nit zu lang im Park — verstehst mich? Da ist es jetzt einsam — es ist schon spät, und die Weg' sind noch zu feucht. Geh bald in die Stadt 'nunter. Sonst triffst du das Blitzvolk, die Studente."

„Ach, Vaterle — ich fürcht' mich doch nit! Die sollen sich vor mir fürchten — du weißt doch, ich hab' immer ein paar Watschen in der Hand! Aber sei nur ganz ruhig — ich mach' mir nur ein bißl Bewegung — vor acht Uhr bin ich schon daheim!"

Sie küßte ihn und eilte davon. Vater August sah ihr nach — er hatte für Arbeit und Besitz, so schwer sie ihm wurden, nur ein Bruchteil von der Zärtlichkeit im Blick, von der stolzen Zufriedenheit, die er für Toni hatte. —

Hinter der Annagasse lag die Jägerbrücke, und auf dem alten geschwungenen Steg blieb Toni wie immer stehen, um die tief hängenden Weidengebüsche zu bewundern und den lustigen grünen Wellen des Flusses nachzuschauen. Wieder schaukelten sich die Enten darauf, als wollten sie einen ungeschickten Walzer tanzen, und die unermüdlichen Flugvögel suchten, das Wasser streifend, Futter für ihre Jungen. Wie mild und rein war diese Frühlingsabendluft! Der arme Vater in seiner dumpfen Küche! Aber seltsam, sie konnte sich den Rastlosen alltags hier nur noch als Invaliden vorstellen, traurig herumgeführt. Er mußte bei seiner Arbeit bleiben. Aber Juliane — das war eine Unterlassungssünde von ihr — die hätte sie mitnehmen können. Schon wollte ihre jetzt völlig versöhnte Stimmung sie zur Rückkehr überreden, als ihr doch noch einmal das Bild der Großmutter erschien, starr und feindlich. Seufzend trieb es sie den Berg hinauf. Sie verließ die Brücke, sagte wie seit frühen Kindertagen: „Grüß Gott, Herr Schillböck!" zu dem einarmigen Parkwächter, der an die Mütze faßte, und stieg zwischen grünenden Ulmen einen feuchten Weg hinauf. Ihr Tempo wurde allmählich langsamer. Sie dachte nach. Zunächst über die Besorgungen in der Stadt — lange vernachlässigte Dinge, mit denen

sie die Mutter heute erfreuen wollte — dann über den Stundenplan ihres neuen Kurses für Heilgymnastik, und zuletzt auch — zuletzt, das befriedigte sie — über ihn. Wie seltsam gelang es doch den Unbeteiligten, sie in etwas hineinzutreiben, ihr etwas erst bewußt zu machen, was wirklich nur halb und dunkel in ihr gelebt hatte! Sie fand ja so wenig Zeit, an andres als die eignen Aufgaben zu denken, einem fremden Menschen einmal tiefer in die Augen seines Wesens zu schauen.

Schön war der Mensch. Sein Bild erschien ihr und gewann eine festere Form in den durchsonnten Ulmenzweigen, während sie ruhig emporsah und langsam weiterstieg. Das blasse Griechenantlitz — ja, wahrhaftig, es erinnerte an die wundervolle Hermesbüste im Museum. Hier gewann es Leben, was sie als Schulkind angestaunt hatte. Und mehr noch — nichts Starres und Erhabenes, liebe blaue Menschenaugen, treue Sterne einer Jünglingsseele sahen sie daraus an. Sie konnten wohl hochmütig und hart schauen — so sahen ihn die Bürger von Friedrichsburg, den edelgeborenen, jungen Rominger, so hatte auch sie ihn oft gesehen, bevor sie seine Aufmerksamkeit erregt. Mit kindlicher Empörung, später mit stillem Gram hatte sie es bemerkt — er gab sich weniger mit dem Volke ab als ein großherzoglicher Prinz. Und war doch schließlich nur ein Bürgerssohn, die Mutter nur vom Industrieadel. Ihr war, als sollte sie immer im Staube stehen, wenn die Romingersche Lebensequipage vorüberkam, und dazu hatte sie, der Pfälzer Bauernsproß, nicht die geringste Lust. Seit dem vorigen Winter war das anders geworden. Auf dem Maskenball der Künstler, wo sie wirklich und wahrhaftig sehr gut ausgesehen und von Kennern als die Schönste des Festes gefeiert worden — da ruhte plötzlich sein

verwandelter Blick auf ihr, nicht mehr leutselig, sondern bezwungen. Er ließ sich ihr vorstellen, und da sie seine Schwestern kannte, wurde sie auch mit ihm rasch bekannt. Er tanzte mit ihr, nach einer Weile nur noch mit ihr. Sie fühlte sich wie mit einem Orden geschmückt — das war sehr dumm, aber ehrlich. Vergebens schalt sie ihr Selbstgefühl — sie hätte die gemeinsamen Stunden in dieser neidischen Flüsterumgebung nicht für eine Welt gegeben. Und treu war die Neigung des blonden Karlmann — seltsam zäh und treu. Er wurde sogleich eifersüchtig und ließ sie nicht fort, bis sie ihm die Feste genannt, an denen sie noch teilnehmen wollte. Sein Name wurde auf alle künftigen Tanzkarten geschrieben. So kamen noch der Armenball, das Hoftheaterfest und der Ball der höheren Beamten. Zu dem letzten verschaffte er ihr eine Karte, denn in diese Gesellschaft hatte die Tochter des Kochs keinen Einlaß. Und als er sie von dort nach Hause begleitete — da hatte sie auch ein langes, ernstes Gespräch mit ihm gehabt. Was ihr das liebste gewesen, sie brauchte ihm weniger von sich zu erzählen, als sie von seiner Person erfuhr. Er sprach so klug über sich, so klar und so gern. Nicht unbescheiden — eher grüblerisch, quälend, voll höchsten Anspruchs. Als ob er plötzlich von einem Karlmann Rominger spräche, den ihre Träume sahen, von einem Dritten, noch nicht Enthüllten. Er hatte sie gerührt und zugleich mit Ehrfurcht erfüllt. Ein Mannesringen sah sie zum ersten Male vor sich, einen von aller Welt Verkannten. Wonach er rang, worin er eigentlich verkannt war, das wußte sie jetzt, wenn sie an seine leidenschaftlichen Reden zurückdachte, nicht mehr. Aber das war ihr auch gleichgültig. Ein schöner Geist, ein edles Gemüt, ein Mensch, den sie im Innersten kannte — das war er . . .

Sie blieb am Wege stehen, vom Anblick einer besonders schönen, buntfarbigen Drossel abgelenkt. Der Singvogel saß ihr ganz nahe, auf einem knospenden Zweig — er schien sie nicht zu fürchten, wippte den schwarz und weiß gebänderten Schweif, blähte die rote Brust in quellendem Behagen und guckte mit dem blauen Köpfchen lustig umher. Toni hätte ihn küssen mögen und spitzte die Lippen, weniger zum Pfeifen, als wirklich zum Kuß. Da flatterte der kleine Kerl davon, und verborgene Farbenreize schimmerten noch metallisch unter den Flügeln hervor. Diese göttliche Leichtigkeit, die sich mit dem eben erblickten Bilde des bewunderten Mannes verband, weckte ein seltsames Weh in Toni. Wie tief blieb doch der Mensch aus dem Volke unter diesen frei beschwingten Wesen! Wie trug er sie in sich, die geheimnisvolle Flugkraft seines Herkommens, der blonde Karlmann, und sie war so plump, sie war so erdschwer wie die schwarzen, dürftigen Bauernmenschen alle, zu denen sie gehörte. Traurig schritt sie ihren Weg weiter. Er senkte sich jetzt und gab zur Rechten die Aussicht frei. Da sah sie das weite Tal von Friedrichsburg, die Türme seiner gotischen Kirchen, die grüne Kuppel des großherzoglichen Schlosses. Gärten, viele grünende Gärten waren der freundliche Ausgleich zwischen den grauen Häusermassen. Jenseits umzog der Ring der Weinberge die Stadt — sie war von diesen Höhen, die ein Kleid von Reben und eine Mütze von Laubwald trugen, vollständig umgeben. ‚Schöne Heimat,' dachte Toni. Hier oben blieb alles frei und rein — unten hauste viel dumpfes Ungeziefer. Aber gleichviel — in den Augen, die aus engen Fenstern tapfer und sehnsüchtig ins Licht hinausspähten, lebte wohl das Beste. Sich dem Treiben und der Arbeit des Tals in Hochmut entziehen, ein=

sam und nutzlos auf Bergen schweifen — dafür war sie, ihres Vaters Kind, nicht gemacht. Hier oben Luft schöpfen, sozusagen Gold von der Sonne in ein heimliches Portemonnaie stecken und selbstsicher in das Gewimmel zurückkehren — das wollte sie. Sie reckte sich, flüsterte „Juli", den Namen ihrer jüngsten Schwester — ein reiner und seltsamer Zärtlichkeitstrieb, dessen Ursache sie sich nicht aufklärte — dann begann sie den Abstieg zur Stadt.

Nach wenigen Schritten aber, an der sogenannten Bastei, wo ein Militärposten stand und versteinert präsentierte, als ob der liebe Herrgott selbst daherkäme, blieb sie mit pochendem Herzen stehen. Zwei wohlbekannte weiße Terrierhunde sprangen den Weg hinauf. Sie bellten und hüpften in rundlicher Grazie, aber anders, sicherlich ganz anders als alle übrigen Terriers im Lande. Sie fühlten sich göttlich bevorzugt, unantastbar — wehe dem, der sie anrühren wollte oder gar ihren Herrn, der ihnen folgte. Sie sprangen jedem Attentäter an die Kehle und bissen zu — es war nicht auszudenken. Aber in diese Situation kamen Fix und Fox bis an ihr seliges Ende nicht. Jedermann liebte sie, und ihr Herr war der verehrteste Mann in Friedrichsburg — ihr Herr war ja der Landesvater. Kamen die beiden Hunde, so kam auch der Großherzog — das wußte Toni, und als echtes Friedrichsburger Kind wich sie scheu zur Seite und machte sich zitternd zum Knicks bereit. Jetzt erblickte sie den hohen Herrn. Da kam er schon, weißbärtig und stramm, die Hakennase gerötet, mit der Rechten, wie immer, den Regenschirm gleich einem Marschallstab umspannend. Er sah eine Dame am Wege stehen und faßte ritterlich vor ihrem Gruß an seinen Zylinder. Toni setzte sich fast auf die Erde und lächelte ihren alten Fürsten liebevoll an — sie hatte ihn so gern, er war

ihre früheste Erinnerung. Ein Zylinder war freilich aus der Krone des Märchens geworden, ein Regenschirm aus dem Zepter — aber was tat das? Den Fürsten hatte sie erst spät begriffen. Fox bellte sie an wie jeden grüßenden Untertan. „Still, Fox!" rief der Großherzog verweisend. Dann war er mit seinen kurzen, steifen Schritten vorüber, und der präsentierende Soldat gewann wieder Leben, fand sich vom höchsten Augenblick seines Postendaseins in die Niederung wandernder Langeweile zurück.

Toni näherte sich dem Neuturm, der eine seltsam buntscheckige Ausgeburt moderner Architektenphantasie war und das Wahrzeichen des vornehmsten Viertels von Friedrichsburg bildete. Es lag auf dem Josephsberge, der sich an den nur mit Parkanlagen bedeckten Jägersberg anschloß. Toni aber betrat nicht die stille Bertastraße, in der neben andern Patriziern auch Romingers wohnten, sondern eilte leichtfüßig, da ihre Parkwanderung zu Ende war, die lange Steintreppe zur Stadt hinunter. Ein Lift war vorhanden, aber an den dachte sie nicht. Sie war von ihrem patriotischen Gefühl beseelt, sie träumte nur noch von dem Großherzog, nicht mehr von Karlmann. Auf dem untersten Treppenabsatz aber stieß sie beinahe mit einem Herrn zusammen, der eben hinauf wollte. Wie entsetzte sie sich, als sie eine wohlbekannte, etwas nasale Stimme hörte: „Pardon, Fräulein Tränkle! Ich mach' schon Front!"

Karlmann stand lachend an die Wand gedrückt und hielt den berühmten Panamahut in der Hand. Es war, als ob er ihr Kompliment vor dem Großherzog parodieren wollte.

Tief errötend stammelte sie mit einem flüchtigen Lächeln: „Grüß Gott, Herr Rominger!" und wollte vorüber. Aber er sprach weiter — das Schicksal hatte seinen Lauf.

„Wie geht es Ihnen denn? Ich hatte ja lange nicht die Freude, Ihnen zu begegnen. Seit dem Winter nicht. Haben Sie einen kleinen Spaziergang gemacht? Das Wetter ist prachtvoll. Darf ich fragen, wohin Sie sich jetzt wenden?"

„Ich will geschwind in die Stadt hinunter und ein paar Besorgungen machen."

„Dann dürfte ich wohl den Vorzug haben, Sie zu begleiten?"

„Inkommodieren Sie sich bitte nit, Herr Rominger, Sie wollten doch wahrscheinlich eben hinauf auf den Josephsberg?"

„Das eilt gar nicht! Ich danke Ihnen die Verhütung meiner scheußlichen Vergeßlichkeit. Sie erinnern mich daran, daß ich auch einen Einkauf in der Stadt zu machen habe. Für eine Soiree, die heute abend bei uns stattfindet. Meine Mutter hätte mir nicht schlecht den Kopf gewaschen."

Sie standen sich einen Augenblick schweigend gegenüber. Toni sah nicht auf.

„Also?" fragte Karlmann ruhig und freundlich. „Wollen wir hier weiter die Passage versperren oder in die Stadt hinunter?"

Verwirrt nickte sie nur und schritt die letzten Stufen hinab. Er blieb an ihrer Seite. Wie ein verlegenes Schulmädel lauschte sie seinen wohlgesetzten Reden. Sie hatten Kraft und Wärme, aber auch stets einen Schimmer von Ironie. Er sprach eigentlich nicht wie ein junger Mensch, jedenfalls nicht wie einer aus ihren Kreisen. Wenn man ihn nicht ansah, konnte man meinen, neben einem feinen, ältlichen Aristokraten zu gehen, einem Diplomaten oder sonst etwas Vornehmem. Dazu kam, daß Toni mit ihren abwärts gerichteten Augen immer die wundervollen Lackstiefel seiner langsam schreitenden Füße sah und sein Parfüm atmete,

das eine müde Salonatmosphäre mit etwas herzig Natürlichem verband. Einmal blickte sie ihm scheu in die Augen — ja, er trug es wieder, das abscheuliche Monokel, und sah sie mit dem linken, freien Auge ein bißchen glotzend an. Wie schade — seine blauen Augen waren doch so schön. Und das goldblonde Haar, das rosige Antlitz. Ob er jetzt wirklich ganz natürlich sprach? Sie hatte nun einmal den trotzigen, unbeirrbaren Richter über Natur und Unnatur im Leibe. Eines stand ihr jedenfalls fest: sie durfte nichts tun, was den Klatschmäulern zu reden gab, sie mußte haarscharf auf der Linie des Erlaubten bleiben. Mit Karlmann Rominger die Großherzog-Friedrich-Straße entlang zu gehen, die um diese Stunde am belebtesten war, hielt sie für unerlaubt. Auch meldete sich eben jetzt, als ihr die exquisite Farbe seiner Glacéhandschuhe auffiel — sie hatte sie oft genug auf den Polstern einer gewissen Equipage gesehen — die tief brennende Eifersucht von neuem in ihrem Herzen. Eigentlich mehr Auflehnung als Eifersucht. Auf eine Stufe mit der Theaterdame wollte sie denn doch nicht kommen — für eine nette Unterhaltung zwischen dem Schäferstündchen und der elterlichen Soiree war sie sich zu schade. Das Bauernmädel, die Tochter vom Koch am Markt, ein bißchen poussieren? Nein. Dem wollte sie gleich ein Ende machen.

Am Eingang zur Großherzog-Friedrich-Straße, dort, wo der Metzgermeister Bull seinen Laden hatte, blieb sie stehen — sie wollte ihn durch den fatalen Fleischgeruch abschrecken.

„So!" rief sie aufatmend. „Hier muß ich hinein, Herr Rominger! Auf Wiedersehen! Schönen Dank für die Begleitung!"

„Ich werde mir erlauben, draußen auf Sie zu warten," sagte er lächelnd und grüßte wieder ehr-

erbietig. Dieser Gruß, der ihr gar nicht zukam! Glühend machte sie kehrt, lief in den Laden und kaufte bei Herrn Bull zweimal soviel frische Wurst, als sie gewollt hatte. Dann half es nichts, dann stand sie wieder draußen ihrem hartnäckigen Begleiter gegenüber.

„Was haben Sie jetzt vor?" fragte er freundlich und, wie ihr schien, im Innersten amüsiert.

„Jetzt kauf' ich einen Käs'!" rief sie entrüstet.

„Das habe ich auch vor," war seine höfliche Antwort.

Doch schon nach wenigen Schritten im Gewühl, als sie auf dem andern Bürgersteige Onkel Mohr, der seinen Sohn führte, daherkommen sah, machte sie endgültig halt und flüsterte bittend: „Herr Rominger! . . ."

Von ihrem Ton betroffen, blieb er stehen und fragte ernsthaft: „Was ist Ihnen denn, liebes Fräulein?"

„Es ist — ich halt' es für ganz unmöglich, daß wir zwei hier unter die Leut' spazieren gehn! Es ist Abend! Ich mag das verdammte Klatschnest nit! Ich muß Ihnen jetzt Adieu sagen! Nichts für ungut, Herr Rominger!"

Er schwieg eine Weile, dann erwiderte er ruhig: „Verzeihen Sie mir. Sie haben wohl recht. Ich achte auf die Leute zu wenig. Aber Sie sagten das in einem Ton, als ob Sie es besonders bedenklich fänden, in meiner Begleitung von den Friedrichsburgern gesehen zu werden. Darüber möchte ich um gütige Aufklärung bitten."

„Ach nein!" stieß sie verwirrt hervor.

Er zuckte lächelnd die Achseln und wollte sich verabschieden. Da kam ihr eine schnelle, merkwürdig entschlossene Überlegung. Dieser hochmütigen Selbstsicherheit wollte sie denn doch ein Ende machen —

außerdem, sie war es nicht gewöhnt, mit ihren Gedanken hinterm Berge zu halten. Den Eindruck, daß sie ihn fürchtete, sollte er nicht haben, und daß sie ihn verachtete, noch weniger. Mit einem gefürchteten oder verachteten Menschen gab sie sich überhaupt nicht ab. Sie hatte ihm mancherlei zu sagen. Ihr Ehrlichkeitsdrang, ihr trotziger Stolz verlangten es. Und da tat sie etwas, was sie später kaum noch begriff. Sie kehrte ihren Standpunkt völlig um und fuhr den Überraschten wie einen ungezogenen Kameraden in barschem Ton an: „Kommen Sie wenigstens da in die Uferstraße hinunter — in die Anlagen — da haben wir kein Publikum — da kann ich Sie aufklären!"

Es durchfuhr ihn wie ein heißer Strahl — sie sah es. Er wurde dunkelrot, und seine Augen leuchteten sie an, nicht verlangend, nicht siegesgewiß, eher ehrfürchtig und voll Bewunderung. Eine Sprache wie die ihre schien am Neuturm nicht geführt zu werden. Die mutige Regung eines reinen Mädchenwillens war ihm fremd. Überlegen war er ihr auf der lauten Straße, unter den vielen neugierigen Menschen — hier, am einsamen Flußufer, im Halbdunkel, ganz mit ihr allein, kam eine dienende Empfindung über ihn und das Verantwortungsgefühl des Jünglings vor der Jungfrau.

Er folgte ihr langsam — sie war mit heftigen Schritten vorausgegangen. Plötzlich aber, unter seinem erwartungsvollen Blick, wurde ihr bewußt, was sie getan. Sie lachte leise und konnte vor Scham nichts sagen.

„Nun, Fräulein Toni?" fragte er leise.

Mit mildem Rauschen zog der Fluß in seinem steinigen Bett dahin. Es duftete nach Faulbaumblüten. Hier und da am schmalen Wege blinkte schon ein Leuchtkäfer, dem bedrängten Herzen des

Mädchens eine bessere Laterne als die matten Ölfunzeln der einsamen Uferstraße. Sie antwortete nicht, sie war ganz ratlos. Dabei lag eine dunkel prächtige Verlockung in dieser Stunde, die sie um keinen Preis hergegeben hätte.

Karlmann blieb einen Schritt zurück. Er ließ den ernsten, liebevollen Blick nicht von ihr. Dann begann er plötzlich: „Ich habe den Eindruck, daß Sie mir irgend etwas übelgenommen haben, Fräulein Toni. Daß ich Sie in irgend etwas gekränkt habe. Bitte, sagen Sie es mir — ich lege hohen Wert darauf — worin habe ich Ihnen mißfallen?"

Sie blieb stehen. „Ach Gott —" stieß sie hervor. „Das ist ja Torheit überhaupt ... Was will ich denn ... Verzeihen Sie ... Ich muß ja meine Besorgungen machen ..."

„Das hat wohl Zeit ... Ich habe Sie um Verzeihung zu bitten ... Das ist sicher ... Aber weswegen? ... Nun? ... Ich verdiene doch wohl, daß Sie mir Antwort geben?"

Sie warf ihm einen kurzen, eigentümlich flammenden Blick zu. „Nun denn," sagte sie leise mit heftig wogender Brust, „wenn Sie es durchaus wissen wollen — dann sag' ich es schon. Ich finde, Sie sollten — Sie sollten wenigstens konsequent sein — — in Ihren Anschauungen, mein' ich!" Sie betonte die letzten Worte mit besonderem Nachdruck und glaubte außerordentlich klar gewesen zu sein.

Karlmann sah Toni etwas unsicher und verständnislos an. „In meinen Anschauungen? ... Worauf bezieht sich das, wenn ich fragen darf?"

„Nun — — wenn Sie es ganz genau wissen wollen — bei den höheren Beamten —"

„Bei den höheren Beamten —?"

„Nun ja, bei dem Ball, den die im letzten Winter gaben —"

„Ach so!“

„Da haben wir zwei ein Gespräch gehabt, nit wahr — als Sie mich nach Hause brachten — davon hab' ich jedes Wort im Gedächtnis behalten.“

„Das kann ich leider von mir nicht sagen. Pardon. Was Ihre Person betrifft und Ihr Aussehen, Ihr Tanzen — da weiß ich freilich noch alles ganz genau.“

„Ja, so sind Sie halt! Das ist ja das Traurige! Mir scheint, Herr Rominger, Sie legen auf das Äußerliche zu großen Wert! Lachen Sie nit! Es ist mein heiligster Ernst!“

Er sah, daß sie fast aufschluchzte, und ein lieber, bewegter Ausdruck kam auf seine feinen Züge. Auch er wurde ernst. „Verzeihen Sie mir — ich erinnere mich selbstverständlich an das Wesentliche unsers Gespräches. Ich befand mich damals in einer schweren Depression — da habe ich Ihnen gebeichtet — daß ich das durfte, ist mir unvergeßlich.“

„Und jetzt? — Jetzt haben Sie — keine Depression mehr?...“

„Sie fragen das so, als ob Sie sie mir wünschten?“

„Ja, Herr Rominger — ein bißl schon — denn ich weiß von mir selbst: nur wer recht traurig sein kann, der kann auch recht fröhlich werden. Ich lob' mir Tag und Nacht, oben und unten. Das Leben ist doch so — auf Regen folgt Sonnenschein.“

Er starrte vor sich hin — etwas Düsteres und Schweres sah sie zum erstenmal in das Antlitz dieses Glücklichen kommen. „Das starke Leben ist so,“ erwiderte er leise. „Ja... Sie haben recht... Das starke Leben — das ich nicht kennen lerne — da oben in diesem Phäakendasein...“ Er deutete zornig zum Josephsberg hinauf.

Überrascht blickte sie ihn an. „Was meinen Sie damit?... Meinen Sie Ihre Familie?... Aber Herr Rominger — Ihr Herr Vater ist doch einer

der ersten Männer in der Stadt — ein berühmter Künstler —"

„Was habe ich von meinem Vater? Der sieht an mir vorbei — vorläufig wenigstens — aber lassen wir das. Meine Mutter — meine Mutter ist die wundervollste Frau, die ich kenne!"

Gläubig und gespannt lauschte sie dem Pathos, mit dem er von seiner Mutter sprach. Er mußte sie ja kennen, wie sie wirklich war, die stolze, rasche Frau mit den hochmütigen Zügen.

„Aber sie ist nicht glücklich — das sage ich Ihnen im Vertrauen, Fräulein Toni — nur Ihnen —"

Sie nickte hastig, als gäbe er ihr sein Beichtgeheimnis.

„Sie braucht dieses schnelle, atemlose, glänzende Leben auf der Oberfläche. Sie braucht die Betäubung, wie mein Vater die Einsamkeit — und meine Geschwister . . . Nun, meine Schwestern kennen Sie . . ."

„Fräulein Marion und Fräulein Elsa turnen ja bei mir . . ."

„Ganz recht. Auch sie sind feine, besondere, leidende Naturen — glauben Sie mir — wenn auch ihr gesellschaftliches Leben nicht darauf hindeuten mag."

Wieder nickte Toni hastig — sie glaubte ihm einfach alles.

„Aber sie stecken in der gleichen sumpfigen Gefahr. Mein Bruder Philipp erst recht. Der lebt wie Gott in Frankreich und endet sicher in einer Kaltwasseranstalt. Sie sehen mich fragend an, Sie möchten gern wissen, was das für eine Gefahr ist? Nun, kurz herausgesagt: Sie kommen alle nicht zu sich selbst, sie empfinden es halb und wollen es nicht ganz empfinden. Ich habe den zweifelhaften Vorzug, in meiner Familie der einzige zu sein, der nach einem

ganzen Dasein trachtet. Ich bin von Problemen erfüllt, die an die andern gar nicht herankommen. In mir wachen die Ahnen meiner Mutter auf und streiten mit dem Künstler, den ich vom Vater geerbt habe — ganz sicher — wenn mich Justinus Rominger auch für talentlos hält. Das tut er nämlich. Ich bin es aber wirklich nicht."

Ein Weinen und ein Lachen in den Augen, sah sie ihn jetzt tief und herzlich an. „Herr Rominger," sagte sie mit zitternder Stimme, „Sie sind doch auf dem besten Weg — ich meine — der Glaube an sich selbst, das ist doch das wichtigste. Wenn auch alle gegen Sie sind — Sie wissen doch, woran Sie sich zu halten haben — und eines Tages — geben Sie acht — da sind Sie den andern weit voraus!"

Er nickte leise und ließ nicht den Blick von ihr. Sie aber wollte ganz sachlich bleiben und fuhr schnell in schwesterlichem, tröstendem Tone fort: „Mir ist es ja grad' so gegangen wie Ihnen. Ähnlich wenigstens... Mein Gott, wie's halt bei einfachen Leuten anders geht als bei vornehme Leut'. Ich bin doch schon als siebzehnjähriges Mädel nach Amerika gegangen — zwei Jahre war ich in Chikago."

„Ach ja — das ist mir ja sehr interessant — davon müssen Sie mir mal erzählen. Kommen Sie — wir setzen uns dort auf die Bank."

„Geht das?"

„Aber ist denn an der Bank was Schlimmes?"

Sie lachte, als er ein Wachshölzchen anzündete und die Bank genau in Augenschein nahm. Dann setzte sie sich. „Nein, nein — kommen Sie nur, Herr Rominger — da kann man sehen, wie kleinlich und lächerlich man daheim wird. Drüben denkt man an so etwas gar nit. Ja, ich fühlte mich bei uns zu Haus auch nit wohl — es wurde mir alles

zu eng — ich wollt' sofort einen richtigen Beruf haben. Und da ging ich mit meinem Onkel Mohr, der aus Amerika damals zu Besuch kam, mit nach drüben. Sie kennen doch meinen Onkel Mohr? Der das große Holzgeschäft hat in der Barbarossastraße?"

„Hm." Er nickte flüchtig. Es war ein Rest der Romingerschen Überheblichkeit, wenn von Kaufleuten die Rede war.

„Also — dem verdank' ich, daß ich drüben was gelernt hab'. Eine neue Heilgymnastik. Für Erwachsene und eine für Kinder. Das ist was für mich — Lehrerin sein und doch nit gelehrt, nit trocken. Kein Blaustrumpf werden. Ach, und die Kinder — auf den orthopädischen Kursus freu' ich mich am meisten. Den will ich jetzt einrichten. Onkel ist ja mit in die Heimat gekommen, weil er seinen armen Sohn hier behandeln läßt. Er gibt mir Geld. Dann bin ich ganz selbständig. Dann kann ich sogar meinen Eltern was abgeben. Ist das nit fein, Herr Rominger?"

Karlmann hatte den Kopf in die Hände gestützt. Er schwieg eine Weile, dann sagte er leise: „Ja, Sie wissen Bescheid. Sie sind eine Besiegerin des Lebens."

„Herr Rominger ..."

„Sie haben das Zeug in sich — das reine, ersehnte, mütterliche Vorbild zu werden — das diese niederen, bedrückten Menschen alle — nur halb — nur dunkel empfinden. Sie sind das echte Weib — weil Sie ein echter Mensch sind. Aus dem Volke empor zu Fürstenhöhen ... Oh — Sie dürfen nicht glauben, daß ich schwärme ..."

„Ich glaub' halt, daß Sie nit von mir reden. Denn auf mich passen all die großen Sachen nit. Was ist Ihnen?"

Erschrocken fühlte sie, daß er mit heißem, feuchtem Griff ihre Hand gepackt hatte. „Sagen Sie mir jetzt — ich bitte Sie, Fräulein Toni — ich bitte Sie! — Ich frage Sie als ein einsam ringender Mensch — worin habe ich Sie beleidigt?"

„Beleidigt? . . ."

„Ja! Glauben Sie mir, daß mir viel daran liegt, von Ihnen geschätzt, von Ihnen gekannt zu sein! . . ."

„Ich möcht' es gern glauben . . ."

„Was gibt Ihnen denn den Zweifel?"

„Sie sind ein kurioser Mensch . . . So voll von Widersprüchen . . . Manchmal versteh' ich Sie gar nit . . . Man möcht' gern glauben, daß Sie's jetzt ganz ernst und ehrlich meinen — aber kann man denn das — wenn man — wenn man Sie in der Gesellschaft sieht?"

Jetzt hatte sie es herausgebracht — es war nicht mehr zurückzunehmen. Er starrte sie an — dann dämmerte ihm die Erkenntnis. Er errötete, es zuckte ein Lächeln um seine Lippen, und er fragte mit etwas knabenhaftem Trotz: „Ach, meinen Sie vielleicht eine Equipage mit einem Rappen bespannt und mit gelbseidenen Polstern?"

„Ja!" erwiderte sie, die Arme verschränkend. „Die mein' ich und alles, was dazu gehört!"

Er schüttelte überlegen den Kopf. „Aber wie können Sie denn einer Laune, einer Affäre, wie sie junge Männer aus meinen Kreisen zu Dutzenden erleben, irgendeine Bedeutung beilegen?"

„So? — Dann tut mir aber die arme Dame leid."

„Die braucht Ihnen nicht leid zu tun."

„Hm . . . Warum?"

„Ich kann Ihnen das nicht näher erklären. Jedenfalls — sie ist weiter nichts als ein bißchen Schimmer und Zerstreuung — eine kostspielige Dummheit, die

selbstverständlich auf tadellose Weise erledigt wird. Sehr bald. Auf tadellose Weise. Dann ist sie vergessen. Mit meinem Herzen, Fräulein Toni, hat das nicht das geringste zu tun — mein Herz ist unverschenkt — so wahr ich ein Mann von Ehre bin — das dürfen Sie glauben."

Sie sah ihn lange an, und ihr Blick verwirrte ihn. Etwas Reifes, Ruhiges, Überlegenes lag darin. Sie war jetzt nicht mehr ein Jahr jünger als er. Ihr war eingefallen, daß da ein Zwanzigjähriger vor ihr saß, der mit so männlicher Würde von seinen Launen und von seinem Herzen sprach. Das gab ihr ein Übergewicht, zu ihrem und zu seinem Heil. Er rührte sie, der hübsche, rosige Junge, dem man nicht gram sein konnte. Sie glaubte ihm jetzt wirklich — Gewöhnlichkeit lag solchem ungeprüften Glückskinde fern. Von ihrer Erkenntnis anders beruhigt, als er ahnte, erhob sie sich rasch und sagte: „Also gut, Herr Rominger! Geben wir uns die Hand! Und Waffenstillstand, gelt? Der Friede wird auch kommen!"

Er stand ebenfalls auf. „Sie liebes, liebes Geschöpf," flüsterte er.

„Adieu, Herr Rominger! Jetzt muß ich ernsthaft in die Stadt! Die warten schon daheim!"

„Wann seh' ich Sie wieder? Wann werde ich wieder eine Stunde der Sicherheit und des Trostes haben?"

„Verabreden tu' ich mich nit mit Ihnen! Aber der Zufall ist ein netter Kerl — hoffen wir auf den Zufall! Adieu! Ich muß mich sputen!"

Sie nickte ihm herzlich zu und eilte in die hell belebte Straße hinauf. Mit heißen Lippen überhörte sie sich jetzt: „Was war's denn?... Was wollt' ich denn kaufen?... Wurst beim Bull — die hab' ich. Käse beim Reibling. Strickwolle bei der Jägermann.

Pralinés fürs Jule beim Ganzert. Ach —" — sie blieb stehen und starrte in ein Schaufenster, das ihr Karlmanns Antlitz spiegelte — „ein lieber Mensch! Ein lieber, guter Mensch! Ein guter Mensch!..." Dann stürmte sie weiter.

Karlmann Rominger stieg inzwischen summend und sinnend, wie ein reich Beschenkter, den Josephsberg hinauf.

III

Unter den Platanen der Bergstraße hatte sich die Tageshitze gesammelt — Karlmann nahm seinen Panamahut ab und stieg mit etwas schleppenden Schritten langsam aufwärts. In solchen Augenblicken ähnelte er seinem Vater am meisten — sonst drängte in ihm wie in seinen Geschwistern die feine Schlankheit der Grumbachs die etwas gröbere Rundlichkeit der Romingers zurück. Er hielt jetzt, wie der alte Professor auf seinen Traumgängen, den Strohhut am Kreuz und warf, den hellen Kopf ein wenig zurückgelehnt, in die Vorgärten der Patriziervillen sinnende Blicke. Er brauchte die kleinen Bronzeschilder an den Gittertüren nicht zu lesen — er kannte sie von Kindheit auf. Da wohnten die Gieblers und die Textors, die Pischs und die Zeitlingers, und der größte Besitz gehörte dem Grafen von Drachenstein. An diesen Wunderpark grenzte der schöne Garten der Romingers — mit Genugtuung ließ man die aristokratische Nachbarschaft zu sich hinüberwuchern und trennte die seit Jahren vermählten Obstbäume an der Stachelmauer nicht. Still lagen jetzt die Gärten im Frühlingsabendtraum. Geisterhaft leuchteten die Blütenzweige am fahlvioletten Himmel.

Karlmanns Herz war übervoll. Was drängte

so in ihm, was hämmerte in seinen Schläfen, was war über ihn gekommen, seit einer winzigen Stunde erst? Hatte er in der Dämmerung am Fluß sein müdes Ich gebadet, und führte er nun einen neuen Karlmann ins Elternhaus hinauf? Es mußte wohl so sein — ein Erlebnis war es, das erste, echte Erlebnis. Die Knabenstrudeleien hatte er hinter sich, und Toni Tränkle war nicht das Weib, um sie wieder zu beschwören. Ihr Blick, ihre Stimme, ihr Wesen und ihr Besitz — ja, ihr Besitz — es durchschauerte ihn — der Frühling in den Baumwipfeln raunte es ihm zu: er besaß sie schon, ohne sie zu besitzen. Er hatte heute einen tiefen, erlösenden Trunk aus ihrem reinen Quell getan. Einen Menschen, einen Gefährten seiner Seele wußte er neben sich. Das Zauberwort war beiden erschollen — sie dachte jetzt sicher an ihn, wie er an sie dachte.

Kämpfen wollte er — um ihret- und dadurch auch um seinetwillen. Denn eine hohe Lebensstraße wies ihm das schöne, einzige Mädchen. Mit dem Instinkt der Leidenschaft wußte sie, was groß war und einer wahren Liebe gebührte — sie kannte das Leben, ohne es zu kennen. Immer wollte er von nun an nur auf ihre Weisung, ihre Empfindung hören. Wo sollte er auch sonst einen Gott und für Gott eine Kirche suchen? Es jammerte ihn, daß sie wegen eines Weibes wie Lucie Naumann bittere Zweifelsqualen durchlitten hatte. Wer war denn Lucie Naumann? Gewiß — die Macht der Jugendtollheit wollte er jetzt nicht philiströs verleugnen — sie war ein lieber, lustiger Kamerad, sie hatte einen schönen Körper, von allen Raffinements der Mode unterstützt. Aber dachte er sich ihre und seine Eitelkeit fort, ja, auch seine Eitelkeit, stellte er sich vor, daß er mittellos wäre und nicht der Sohn des Akademiedirektors — was für eine

Miene würde ihn wohl dann in Lucies Salon begrüßen? Was könnte er dann noch für sie sein? Mit all seinen wirklichen Fähigkeiten? — Ihn ekelte fast, wenn er jetzt an die süß verlorenen Tage bei der Schauspielerin zurückdachte. Besitz und Gewißheit, Zukunft — wollte er das überhaupt von ihr? Zynisch war seine ganze Beziehung zu diesem Wesen — aus fauler Skepsis erwachsen von Anbeginn. Wer sollte ihn warnen, wer konnte es ihm vorhalten, wenn nicht sein eignes besseres Ich, das heute endlich zur Sprache gekommen war? Karlmann kargte nicht mit der Strafpredigt dieses Ichs — je mehr es ihn beschimpfte und in den Staub warf, desto wohler fühlte er sich. Ja, Toni hatte recht! Er war auf dem besten, auf dem schlimmsten Wege vielmehr, sich völlig zu verlieren. Zukunft und Ehre — beides stand auf dem Spiel. Was hatte er jetzt zu tun? Einen Brief zu schreiben noch heute abend, der Komödiantin Equipage und Schmuck zu schenken und dann fertig zu sein mit ihr auf Nimmerwiedersehen ...

Er war im Eifer gegen eine Anschlagsäule gelaufen und blieb mit erhitzten Wangen stehen. Das Plakat des Hoftheaters hing vor ihm — grimmig erblickte er auf dem Zettel sofort ihren Namen: Sidonie — Lucie Naumann. „Der Hüttenbesitzer!" Sie spielte natürlich in solchem Stück. Was war denn morgen? „Egmont." Das ließ er sich gefallen. Spielte sie etwa die Regentin? Nein. Diese Rolle war seit Jahrzehnten im Besitz von Eugenie Heisterbach — Klärchen wurde natürlich von der kleinen Nostitz gespielt. Ganz nett. Aber er hätte ein andres Klärchen sehen mögen. Diese Dichtergestalt verband sich jetzt unzertrennlich für ihn mit einem Wesen aus der Wirklichkeit. Er lächelte bei dem Einfall, daß Goethe auch an Toni Tränkles Erzeugung be-

teiligt gewesen war. Was wußte denn der alte, blöde Koch, was ahnte die ungebildete Mutter am Markt von ihrem Wundersproß aus dem Volksliede? Nein, nein — es gab ganz sicher höhere Gewalten, die an einem Wesen wie Toni mitgeschaffen hatten. Auch Klärchen war ja nicht das Bürgermädchen schlechthin, für die Brackenburgs aus der Krämergasse geboren. Sie träumte von Egmont, sie lebte von Egmont. Und Egmont? Er lebte im Innersten von ihr. Wenn er zur Dämmerstunde in spanischer Pracht zur Geliebten kam. Ja, Karlmann dachte sich tiefer und tiefer hinein — auch er floh eine „Regentin“, auch er wollte von jetzt an nur heimlich zu seinem schlichten Kinde kommen, der Mann der großen Welt in ihr die Welt erst finden. Und ihr staunendes Entzücken bannte und krönte er zugleich durch seine Küsse. Wirklichkeit wurde alles, kein Theater, keine Dichtung. Er war kein Schauspieler, und Toni war Gott sei Dank keine Schauspielerin.

Als Karlmann sich dem Elternhause näherte, das ziemlich hoch am Berge lag, sah er plötzlich die kleine Gestalt seines Vaters auf sich zukommen. Auch Justinus Rominger hielt nach alter Gewohnheit den Strohhut, der aber nicht aus Panama war, am Kreuz und blickte, wie sein Sohn zuvor getan, in Gedanken verloren bald rechts, bald links in die stillen Gärten. Der berühmte Maler und Akademiedirektor, das Oberhaupt eines der ersten Häuser der Residenz, wo Schönheit und Eleganz zusammenflossen, war selber vollkommen unelegant. Klementine, seine Gattin, hatte es lange aufgegeben, an dem Äußeren des Herrn Professors herumzumodeln. Jahraus, jahrein sah man denselben grauen Schoßrock an ihm, dieselbe blaue Weste über dem umfangreichen Leibe, und der einzige Fortschritt, den die Neuzeit ihm abgerungen, bestand darin, daß seine

verträumten Augen jetzt über eine goldene, nicht mehr über eine stählerne Brille blickten. Aber der schwarze Schlipsknoten am Umlegekragen, das Vorhemdchen mit Kaffeeflecken und die breiten, blank gewichsten Stiefel änderten sich nicht. Auch nicht der große Regenschirm, den er öfter bei Sonnenschein aufspannte als bei Schnürregen, und den er überall schon vergessen hatte, so daß er nicht mehr abhanden kommen konnte. Justinus Romingers Zerstreutheit war stadtbekannt. Karlmann verfiel jetzt plötzlich, als er den Vater so in seiner ganzen Wesenheit daherkommen sah, aus dem ernsten Ringen seiner Vorsätze in den alten Übermut zurück. Er ließ den Professor dicht an sich herankommen und grüßte ihn dann tief. Das Manöver hatte einen überraschenden Erfolg. Rominger sah seinem Sohn mit milder Weltentrücktheit ins Gesicht und grüßte höflich wieder. Karlmann verbiß sich das Lachen. Als er sich vorsichtig umwandte, sah er, daß auch der Vater stehengeblieben war und den nun Erkannten, ohne eine Miene zu verziehen, betrachtete.

„Bist du's? Ich bin es nämlich," sagte er langsam. „Der Abend ist ganz unwirklich."

Karlmann gab ihm die Hand. „Verzeih den schlechten Scherz, Vater."

„Bitte, bitte. Ich warte auf die guten."

„Muß nicht erst der gute Ernst kommen?"

„Oho — bin ganz deiner Ansicht! Aber woher kommt dir diese Weisheit? Im Abendwind angeflogen? Schade. Solche Einfälle hat man besser morgens."

„Du kannst wohl nicht ganz beurteilen, Vater, ob ich sie nicht auch morgens habe. Wir sehen uns seit Jahren nur noch bei Tisch, wenn die andern alle dabei sind, oder abends, wenn's dunkel ist und keinen Zweck mehr hat."

„Hm ... Ich will dir mal was sagen, mein Junge — steh du früher auf. Wenn du deine Gedanken bekommst, bin ich in der Akademie schon mit der Korrektur fertig. Und später mußt du mich entschuldigen. Dann kommt das bißl Zeit, wo ich mir selber gehöre. Wird ohnehin nicht viel mehr sein bei den verdammten Hustennächten. Was hast du denn jetzt vor? Ist das Abiturium endgültig aufgegeben?"

„Ich glaube ja, Vater. Hältst du es wirklich für so wichtig?"

„Prinzipiell nicht — es kommt auf den besonderen Fall an. Bis Sekunda kann ein Ladenschwengel und ein Genie kommen. Die Schule ist natürlich was Relatives."

„Das meint Mama auch. Sie ist außerdem überzeugt, daß ich das Versäumte aus der Krankheitszeit nie mehr einholen könnte."

„Mama, Mama — die hat bequeme Überzeugungen — für euch wenigstens. Die hat den Fürsten abgeguckt, wie sie's mit ihren Kindern machen, und ahnt nicht, wie schwer die's just da droben haben. Na ... Was soll das? Auf dich kommt es an, auf deine persönlichen Pläne."

„Ach, Vater — kann ich dir davon erzählen?"

„Hm ... Ein andermal, mein Junge ... Entschuldige mich jetzt. Ich möchte nämlich rasch den Neuturm mit den blühenden Kastanien skizzieren. Das dumme Ding ist jetzt fast schön. Gehst du nach Hause?"

„Ja, Vater."

„Traust du dich in unser Grand Restaurant hinauf?"

„Grand Restaurant?"

„Nun ja — da laufen heute wieder lauter Kellner oder Lohndiener herum. Überall riecht es nach

Braten. Die Mama galoppiert wie ein Feldherr durch alle Stuben, und die Mädels putzen sich wie zur Brautschau. Mir ist es zu eng in unsern vierzehn Zimmern geworden. Ich konnte vor lauter Gepappel die Abendzeitung nicht verstehen und bin davongelaufen."

„Heute ist doch eine ganz besondere Soiree, Papa —"

„Ja, alle drei Tage ist eine besondere."

„Wenn Arnold Ringer zu uns kommt . . ."

„Kennst du den Ringer?"

„Als kleiner Bub hab' ich ihn mal gesehen — in Interlaken — aber heute seh' ich ihn eigentlich zum erstenmal. Ich freue mich kolossal darauf. Das ist doch einer der größten Künstler aller Zeiten."

Justinus Rominger schwieg ein Weilchen und sah seinen Sohn betroffen, etwas wärmer an als zuvor. „Hm," meinte er dann langsam. „Das kann man wohl sagen. Das muß man entschieden sagen. Aber für so große Feierlichkeiten, wie die Mama arrangiert, hat der Ringer keinen Sinn. Dem ist sein Kneiptisch am Ponte Molle lieber als alle Friedrichsburger Koryphäen."

„Vater, wir müssen repräsentieren — das ist nun einmal nicht anders —"

Rominger schlug sein beinahe schmerzliches, dröhnendes Gelächter auf. „Das sagt er mit solcher Leichenbittermiene! Der Karlmann! Müssen wir repräsentieren? Was denn, wenn ich fragen darf?"

„Die Residenz, Vater. Unser Haus ist die Stelle, wo ein großer Mann, der unsre Stadt besucht, gefeiert werden muß. Erst war er beim Großherzog eingeladen und beim Staatsminister — bei Hof und bei der obersten Behörde — und dann —"

„Dann kommen wir?"

„Dann kommt unser Haus und vertritt die Künstler- und Bürgerschaft."

„Ja, ja ... Na, ich stärke mich dafür. Auf Wiedersehen, mein Junge. Grüß die Mama."

Immer noch lachend und sein breites Haupt schüttelnd, entfernte sich der Professor. Karlmann sah ihm nach, bevor er ins Haus trat. Wie spannte es ihm wieder das Herz, das tolle Gemisch von Empfindungen, das er diesem Manne gegenüber hatte! Dem ihm nächsten und fernsten. Den er liebte und verehrte wie keinen zweiten auf der Welt, für den eine Liebe in ihm brannte, deren Licht vom Rauch des Hasses, der Verachtung nicht zu trennen war. Ja, wenn er vollkommen ehrlich vor sich selber war wie der Vater vor ihm — es gab Stunden, wo er ihn haßte und über seine grobe Weltfremdheit verächtlich erhaben war, wo es ihn trieb, mit den schlechten Instinkten der Mutter gegen ihn Partei zu machen, das oft seichte Urteil der Geschwister über ihn zu unterschreiben. Doch diesen Stunden folgten stets die andern, wo er beim Gedanken an den Vater von Reue und Bewunderung zu Boden geworfen wurde. Er brauchte gar nicht seine besten Werke anzusehen — ein großer Naturanblick, ein Beethovenkonzert genügten. Alles unbeirrbar Hohe und Ernste verband sich sofort mit des Vaters Wesen. Und er, der alte, lebensweise Mann, beachtete er ihn wirklich nicht? Karlmann war ihm nicht soviel wie sein geringster Schüler, dessen Stümperei er korrigierte? War das zu fassen? Der Lebensweg seines älteren Sohnes ihm vollkommen gleichgültig? Seit wann? Seitdem die Kinderspiele vorüber waren? Seitdem aus dem goldigen Lockenkopf ein ringender Jüngling geworden? Er verschanzte sich vor der Seele, die er gezeugt hatte. Aus Ichsucht. Das war sein Ver-

gehen. Er fürchtete die Reife seines Kindes. Er verwarf, was er nicht kannte.

Karlmann bezwang sein bitteres Weh. Er nahm sich zusammen und zauberte gewaltsam Tonis Bild vor sich hin. Was war ihm der Vater? Fremd und alt, fern und kalt — genug davon — er ging seinen eignen Weg, und dem Meister Justinus wünschte er, daß es ihm noch vergönnt sein sollte, Unverdientes zu genießen ...

Im Vorzimmer traf Karlmann seine Schwestern. Marion und Elsa sahen in ihren seidenen Gewändern, Diamanten im blonden Haar und mit nackten Schultern, sehr schön aus. Schlanke Lichtgestalten, graziös und stolz, hantierten sie an den großen chinesischen Vasen, die sie mit kostbaren Blumen füllten.

„Kommst du endlich?" rief Marion, die kleiner und zierlicher als Elsa war. „Wir müssen das ganze Haus allein dekorieren, und du hattest uns fest versprochen —"

„Aber laß doch," unterbrach Elsa sie mokant. „Karlmann konnte nicht früher kommen. Er war doch sicher dienstlich verhindert —"

„Was heißt das?" rief Karlmann barsch.

„Der ‚Hüttenbesitzer' ist keine Wagneroper — der fängt erst um halb acht an."

Marion lachte.

„Ich bitte dich dringend, Elsa — deine Pikanterien sind ganz überflüssig!"

„Da hast du recht, Karlmann — du sorgst schon allein dafür."

„Was soll das?"

„Aber du bist für Friedrichsburg viel zu offenherzig — solltest nach Paris gehen — hier ist es ja schade drum."

„Ach, schweig doch still, du Gans!"

„Kinder, Kinder," mischte sich Marion lachend

ein, „fangt ihr nicht auch noch an zu zanken! Ich bin schon vor der Mama davongelaufen — die tobt nur so in der Küche herum, weil der Tränkle falsch geliefert hat!"

„Der Tränkle hat falsch geliefert?"

„Ja, eine Mayonnaise zu wenig — es ist ja kein Unglück. Die Mama regt sich nur über alles so auf. Nun läuft der Karlmann auch noch davon? Du mein Gott!"

Karlmann schritt durch die Reihe der schönen großen Zimmer auf die Küche zu. Im Bannkreise dieses reichen, immer etwas feierlichen Behagens veränderte sich sein Wesen alsbald — er reckte sich, er eilte mit federnden Schritten über die Perserteppiche, und ein ganzer Rominger wieder, musterte er im Vorübergehen mit ergriffener Zufriedenheit die glänzende Tafel des Speisesaales. Schon aus der Ferne hörte er die scheltende Stimme seiner Mutter. Er betrat die Küche wie ein Retter, der Unheil verhüten wollte. Klementine Rominger stand vor ihrem Hauspersonal. Ihre sonst außerordentliche Beweglichkeit wurde durch die schwere Prachtrobe behindert, die sie am hochgewachsenen Körper trug. Die Frau Professor war schon in Toilette. Ihr immer noch jugendschöner Hals trug das große Perlenkollier, ein königliches Erbstück der Grumbachschen Damen seit über hundert Jahren. Es waren gelbe, schwere, gleichsam leidensvolle Perlen, in ihrer einfachen Fassung von wunderbarer Wirkung. Eine zarte Federkrone mit Saphir- und Diamantstielen schmückte das braune Haar, und die schlanken, geschickten Hände rafften schwere Seidenröcke vom Küchenboden auf. Eben war Klementine mit einer mächtig gesteigerten Strafpredigt fertig. Während die älteren Dienstboten, an Schlimmeres gewöhnt, gleichgültig weiterschafften

und die jüngeren verstört den eingetretenen jungen Herrn anstarrten, stand der unglückliche Sündenbock Maxl, Vater Tränkles Küchenbub, schluchzend inmitten der Versammlung.

„Aber Mama! Was ist denn!" rief Karlmann gebieterisch. Er kannte das unbändige und zugleich abhängige Wesen seiner Mutter und schlug deshalb sofort den energischen Ton an. Auch fühlte er sich unbewußt berufen, den alten Koch zu verteidigen. Klementine wandte ihm ihr nervöses Antlitz zu, das sich so schön und seltsam von verwitterter Schmerzlichkeit zu berückender Liebenswürdigkeit wandeln konnte.

„Karlmann! Ich geh'! Ich geh' weg! Ich laß alles stehn und liegen und geh' weg, du wirst es sehn!"

„Warte noch ein bißchen, Mama!"

„Mit den Leuten ist kein Auskommen! Nein! Ich bin doch keine Sklavin! Ich bin doch keine Leibeigne! Alles soll ich allein machen! Die Köchin weiß nit mehr, was zum Abend bestellt ist! Denk dir! Fünf Mayonnaisen brauchten wir vom Tränkle, selbstverständlich fünf, das sieht ja ein Gottesschaf, und nun bringt der Bub da vier! Es fehlt eine Lachsmayonnaise!"

Jetzt heulte Maxl. „Aber ich kann doch nix dafür, Frau Professor! Und der Herr Tränkle auch nit! Wenn's falsch bestellt is!"

Klementine ballte ihre von Ringen blitzende Rechte. „Bub, elendiger — ich hab's nit falsch bestellt! Ich nit!" Sie blickte zum Himmel.

„Aber Mama," mischte sich Karlmann nochmals ein, „ich bitt' dich, das ist ja lächerlich. Du wirst dich doch nicht mit dem Küchenbuben streiten. Wo der Fehler liegt, ist jetzt unmöglich festzustellen. Außerdem — an vier Mayonnaisen haben wir

reichlich genug — ich versichere dir —" Er sprach sehr eindrucksvoll, wie ein kluger, um Rat gebetener Rechtsbeistand. Er sah sofort, daß er die Mutter beruhigte.

„So?" rief sie etwas leiser und asthmatisch werdend, indem sie sich mit ihren kleinen Füßen in die Schleppe verwickelte und zornig freizukommen suchte. „Und der Hofmarschall? Vergißt du den Hofmarschall?! Graf Kilchberg ißt nur Lachs! Der ekelt sich vor Huhn und Hummer!"

„Dann laß den Lachs beim Kilchberg anfangen. Stell ihm einen großen Bauernteller hin. Dann wird er doch genug haben."

Jetzt zuckte schon ein Lächeln um die Lippen der Mutter. Sie legte den Arm um ihn. „Hanswurst, du ... Meinst? — Na ja, das ginge! Aber du gescheiter Karlmann — ich weiß noch was viel Besseres! Der Kilchberg nimmt sicher zweimal! Da laß ich den Lachs bei der Tante Wunderlich umkehren, denn hinter der Tante Wunderlich sitzen nur noch junge Leut', die Maler und die Antrittsbesuche, die können sich russischen Salat nehmen!"

Karlmann platzte laut heraus, unbekümmert, ob er die Mutter damit verletzte. „Mama! Du bist ja köstlich! Wie du taxierst! Aber ich glaube, hier ist nicht der Ort für eine kulinarische Rangordnung!"

„Ach was, du Schlimmer! Laß deine ironischen Faxen gegen die alte Mutter! Geh lieber und mach dich menschlich! In 'ner halben Stunde können schon Leut' dasein! Du siehst ja aus, als ob du vom Kegelschieben kämst!" Karlmann trug einen grauen Gehrock feinster Mode, mit seidenen Aufschlägen, und hatte Lackschuhe an den Füßen.

„Ich geh' nur, wenn du mitkommst und das Essen jetzt endlich dem Personal überläßt! Du

denkst wieder absolut nicht an deine Nerven, liebe Mama!"

Sie gehorchte und hängte sich plötzlich an seinen Arm. „Hast recht, Liebling. Mir ist auch sehr elend. Sehr elend. Also komm — ich laß das Unheil sich vollziehen. Komm. Wenn wir nix zu essen haben, auch recht! Komm. Aber halt! Eh' ich's vergesse —"

„Was denn nun schon wieder?"

„Der Bub vom Tränkle muß noch was für den Gang bekommen!"

Sie steckte Maxl eine Münze in die Hand. Karlmann bemerkte, wie der Bursche ganz verdutzt das Geschenk betrachtete und plötzlich ein sonniges Gesicht bekam — dann führte er seine schöne, heiße, nach Rosen und Braten duftende Mutter in die Vorderzimmer.

„Was hast du denn dem Maxl gegeben?" fragte er, sie schalkhaft von der Seite anblickend.

„Ach, nix! Was ich grad' zur Hand hatte! Zwei Mark!"

„Für den kleinen Gang?"

„Ein bißl Schmerzensgeld."

Jetzt standen sie im Salon. Durch das Speisezimmer hatte Karlmann die Mutter wohlweislich schnell hindurchgeführt. Zerstreut und in wogender Gedankenfülle setzte sich Klementine neben ihren Sohn aufs Sofa. Sie beachtete nicht, wie er sie anlächelte, und fragte plötzlich schnell: „Sag mir nur das eine— wo ist der Papa?"

„Ich hab' ihn eben auf der Straße getroffen, bevor ich ins Haus kam."

„Also noch nit angezogen? Im grauen Staubtuch noch, nit wahr? Die Kaffeeserviett' am Leib —?"

„Mama —"

„Oh, dieser Mann! Dieser Mann bringt mich ins Grab! Ich wett' mit dir, wenn alle hier sind, der Ringer, der Minister und der Kilchberg, dann kommt mein Justinus 'neingetappelt — wie ein Kanzleidiener schaut er aus und blamiert uns alle bis auf die Knochen!"

„Der Papa ist doch kein Gesellschaftsmensch —"

„Das weiß der liebe Gott!"

„Aber man kennt ihn doch hier zur Genüge. Ich habe ihm übrigens heute zur Strafe für seine horrende Wurstigkeit einen kleinen Streich gespielt."

„Einen Streich?! Ach, erzähl mir's!"

In kindischer Spannung rückte die Mutter ihm nahe. Er erzählte jetzt behaglich, wie er den verträumten Vater auf der Straße zum Gruß genötigt hatte. Die Mutter schrie vor Lachen. So plastisch wie Karlmann wußte keiner den alten Justinus zu kopieren. Als Marion und Elsa, durch das Gelächter angelockt, erschienen, mußte er die Episode noch einmal erzählen, und er tat es mit steigender Wirksamkeit. Erst gegen Schluß hin wurde ihm — er wußte selbst nicht, warum — etwas unbehaglich bei seinem Humor, und er brach plötzlich ab, zu andern Themen überleitend. Eine dunkle Stimme in ihm — wem gehörte sie doch? — mißbilligte die Scherze über den Vater und ärgerte sich an der beifallslustigen Zuhörerschaft. Er fühlte sich plötzlich mehr zum Verteidiger als zum Bespöttler des alten Künstlers berufen. Marion und Elsa mochten weiterlachen — aber die Mutter hörte besser auf. Er erhob sich, als sein Bruder Philipp eintrat. Dem Überraschten, der sonst nicht an solche Herzlichkeit von Karlmann gewöhnt war, ging er entgegen und ergriff seine Hand. Philipp war schon in makelloser Soireetoilette. Sein bartloses Antlitz war weicher und uninteressanter als Karl-

manns — rosig und rundlich zeigten sich die Flächen darin, blaß und spitz die Vorsprünge. Er hatte sehr dünnes, goldblondes Haar. Seine großen blauen Augen blickten meist mit runder Ernsthaftigkeit und gaben dem zur Korpulenz Neigenden etwas Unbewegliches. Wenn er lachte, tat er es mit komischer Unvermitteltheit, kichernd oder prustend — die vollen Gourmandlippen zeigten dann viele, leuchtend gesunde Zähne. „Na?" fragte er mit überlegenem Behagen. „Hier geht's ja lustig zu! Was gibt's denn? Kann man nicht mitlachen?"

„Ach ja!" bat Elsa, die Augen trocknend. „Erzähl's dem Philipp!"

„Was denn?"

„Ein Histörchen von Sokrates!" (Sokrates war des Vaters geheimer Spitzname.)

„Ach, Unsinn!" rief Karlmann schnell. „Komm, Phili! Ich gebe dir lieber 'ne Importzigarre — von denen zu zwei Mark fünfzig."

„Besser, besser," brummte Philipp und ließ sich fortziehen. In Karlmanns Zimmer, oben im zweiten Stock, machten die Brüder es sich bequem. Philipp setzte sich in den roten Klubsessel, während Karlmann am Schreibtisch Platz nahm.

„Um was für eine Geschichte bin ich denn gekommen?" fragte Philipp mit übergeschlagenen Beinen. „Na, jedenfalls kann ich dir eine viel bessere erzählen. Nichts von Sokrates. Gib mir Feuer, so, und sei ein starker Mann. Es ist nämlich zum Totlachen."

„Was denn?" fragte Karlmann skeptisch.

„Ist dir vielleicht unter anderm heute aufgefallen, wie sich unsre teuern Schwestern aufpoliert haben? Hast du sie gar nicht gemustert? Mensch, die besten Pferde haben sie aus dem Stall gezogen, die teuersten Karossen. Beide tragen neue Kostüme

von der Heinitz und haben, was da blitzt, am Schädel —"

„Phili, drück dich ein bißchen geschmackvoller aus."

„O du empfindlicher Ästhete — sieh doch den Humor von der Geschichte! Heute abend ist ja Brautschau — doppelte Brautschau!"

„Was? Warum? Was heißt das? Wer ist denn auf der Freite?"

„Na, der edle Seifenfabrikant aus Berlin natürlich —"

„Braumüller?! Unsinn . . . Der ist übrigens Holzhändler oder so was Ähnliches —"

„Danke sehr. Du verteidigst ihn schon! Er hat also Chancen?"

„Narr, du! Bei wem denn?"

„Marion, Marion, liebste Marion mein!"

„Das ist undenkbar!"

„Werden ja sehn! Und Elsa von Brabant? Der Schwanenritter, der kommen soll, dient bei den Kaiserdragonern."

„Biegenau —?"

„Freiherrliche Gnaden! Tu doch nicht so! Du weißt es ja! Die sechszackige Krone sticht! Bis in Elsas Näschen! Heute muß er reden oder niemals! Und redet Biegenau, so redet auch Braumüller — er müßte denn ein noch größeres Rindvieh sein, als er scheint!"

„Phili, was du dir alles zusammenphantasierst —"

„Gott behüte! Das wär' ja schlimm für die armen Mädels! Mal müssen sie doch kommen!"

„Halt jetzt dein Maul, Mensch, du weißt nicht, was du sagst. Mehr Respekt vor unsern Schwestern, wenn ich bitten darf! Kannst du dir eine Marion neben dem Berliner Glatzkopf denken?! Eine Elsa neben dem Pferdebändiger und Schuldenmacher?"

„Kann ich, kann ich — denn die Mama tut es!"
„Mama?!"
„Die Soiree für Ringer ist doch heute lediglich ein Vorwand. Hast du das nicht bemerkt?"
„Keine Spur!"
„Doch, doch! Verlaß dich auf meinen Riecher, Karlmännchen. Sie arrangiert die Sache. Doppelverlobung mit bengalischer Beleuchtung."
„Pfui! Du bist ein recht grüner Zyniker!"
„Das ‚grün' nimm bitte zurück. Hast du nicht gesehen, in welcher wahnwitzigen Aufregung sich die Frau heute befindet?"
„Nicht mehr als sonst vor einer großen Gesellschaft."
„Karlmann, du bist kein Menschenkenner. Sie steht wie Napoleon vor der Entscheidungsschlacht."
„Hör auf!"
„Ich hör' schon auf. Du wirst ja leben und sehen. Entschuldige."
Philipp saß weit hintenübergelehnt und blickte den blauen Rauchringen seiner Zigarre nach. Er schwieg und schien plötzlich von tiefen Gedanken befallen.
„Nun?" fragte Karlmann nach einer Weile. „Worüber sinnst du?"
„Ich war heute in der Genossenschaftsbank."
„Bravo! Gott sei Dank! Willst du dich endlich um die Stelle bewerben?"
„Nein ... Das nicht ... Was fällt dir denn ein? Da unten ist die neue Konditorei von Lefèvre — Lefèvre macht einen türkischen Kaffee — ich sage dir —"
Zu Philipps Überraschung ließ Karlmann sich den neuentdeckten Leckerbissen nicht schildern, sondern stand auf und ging aus dem Zimmer.

IV

Das Romingersche Haus war der beste Repräsentant der Friedrichsburger Patrizierhäuser. Die feine Bertastraße auf dem Josephsberge belebte sich nur, wenn in einem dieser Reichtums- und Schönheitszentren Gesellschaft war. Dann rollten die Equipagen über das saubere Pflaster, dann strebten elegante Zylinderträger die Höhe hinauf, und über den Bürgersteig vor der weithin leuchtenden Villa war ein roter Läufer gelegt. Frau Klementine verstand sich auf festlichen Gesamteindruck und dehnte ihre unübertroffene Regie bis auf die Straße aus. Am Gittertor des Vorgartens stand Herr Lemke, der Portier, und war den Gästen beim Aussteigen behilflich. Heute assistierte ihm Wilhelm, sein Sohn, der des Regens wegen einen riesigen Schirm über die ins Haus hüpfenden Damen hielt und rastlos hin und her lief. Auf der Treppe lächelte die breite Frau Lemke mit halb verzückter, halb mitleidiger Miene den zarten Schönheiten entgegen und übergab sie Martha, dem ersten Stubenmädchen, das sozusagen die Schafe von den Böcken sonderte, Damen nach rechts und Herren nach links in ihre Garderobe spedierte. Hier standen Zofen und Lohndiener bereit. Es war von vornherein alles auf großen Stil angelegt. Meister Justinus, der Träumer, brauchte oft merkwürdig treffende Ausdrücke für Klementines Haushalt. Sie hatte es wirklich den Fürsten abgesehen, wie man repräsentierte, und machte es mit ihrem Wirtschaftsgelde möglich, hinter fürstlichen Empfängen nicht zurückzustehen. Im Gegenteil, Graf Kilchberg, der Hofmarschall,

behauptete — es war Klementines Trostlegende — man esse bei Romingers besser als beim Großherzog. Mit welchen Opfern freilich dieser Lebensstil aufrechterhalten wurde, das wußte außer Frau Klementine nur noch Herr Kesselbach, ihr Bankier. Der Hausherr, seine Söhne und Töchter wußten es nicht oder doch nur ahnungsweise.

Als besonders schön, weil prächtig und anheimelnd zugleich, galt die Empfindung, von der unwirtlichen Straße mit wenigen Schritten in Romingers gastliches Heim zu kommen. Man wurde vom Gotte der Lebensfreude gleichsam in beide Arme genommen. Hier stand das ganze Haus im Dienst der Gäste, das fühlte man — kein Winkel blieb dunkel, kein Bewohner entzog sich dem festlichen Zweck. Diese geistvolle Wirtin in ihrer liebenswürdigen Beweglichkeit, zart und derb zugleich, die für jeden Eintretenden die passende Schmeichelei hatte, diese hohen, leuchtenden Töchter, die immer wieder den angenehmen Eindruck von „Schönheiten schlechthin" machten, diese feinen, tadellosen Söhne, über deren Lebensaufgabe man sich in solcher wohligen Umgebung keine Gedanken zu machen brauchte — alles war ein einziger Durklang für empfängliche Seelen: bei Romingers wird es hübsch. Und der Hausherr brauchte nur Original zu sein, im übrigen konnte er tun und lassen, was er wollte. Justinus Rominger machte von dieser Erlaubnis weitgehenden Gebrauch. Trotzdem blieb er die stille Hauptperson auf Klementines Festen. Die Verehrung, die man dem anspruchslosen Manne entgegenbrachte, war echt. Bei seinen Schülern wie bei seinen Mitbürgern — bei Hof wie im Volk. Freilich barg sie für den Verehrten die ernste Gefahr, daß sie ihn allzusehr zur Lokalberühmtheit machte. Sie resultierte weniger aus seinem Schaffen und persönlichen Wirken als aus der

Behaglichkeit, die man seinem Hause verdankte. Ein Schleier legte sich dauernd über des alten Künstlers selbstkritischen Blick. Er fühlte sich nicht wohl und konnte sich doch nicht ganz davon loslösen. Irgendwie zerrann ihm sein Leben in dieser liebevollen Genußatmosphäre. Das fühlte er klar, aber um es festzuhalten, zu heben im Alter noch, dazu fehlte ihm die Kraft. Halb Künstler, halb Schulmeister — halb Gastgeber, halb Gast im eignen Hause — das gab seiner Erscheinung das Widerspruchsvolle.

Er blickte mürrisch drein und freute sich doch von Herzen an all der leuchtenden Jugend, die seine Räume erfüllte. Er schien am liebsten verschwinden zu wollen und war doch der beliebte Mittelpunkt des Getriebes, dem jeder seine Reverenz bezeigte. Mit unfreien, etwas linkischen Verbeugungen stand er auch heute wieder abseits an der Wand und überließ seiner Frau den Glanz des Empfanges. Er war aber rechtzeitig nach Hause gekommen. Nicht, wie Klementine befürchtet hatte, in „Staubtuch und Kaffeeserviette" stand er da, sondern in schlichtem schwarzem Gehrock und altmodischer Samtweste. Er hatte eine eigentümlich gleichmäßige, etwas stumpfe Art der Begrüßung für Minister und Professoren, Industrielle und Künstler. Nur die jungen Damen bekamen ein lebhafteres Nicken von hübscher Väterlichkeit. Erst als Arnold Ringer den Salon betrat, wachte Justinus Rominger auf, und man nahm eine seltsame Veränderung an ihm wahr.

Dem bärtigen Graukopf, der ihm etwas glich und nicht viel größer war als er, ging er mit kurzen, eiligen Schritten entgegen. Man sah das Erstaunliche, daß Justinus Rominger einen andern Mann umarmte, ihn zärtlich durch die Zimmer führte und ein Lächeln aufs Antlitz bekam, so verklärt, so glück-

selig, daß man sich Klementines Bräutigam nicht besser rekonstruieren konnte. Wie jetzt, mußten die Freunde einst durchs stille Abendland der Campagna gewandert sein, voll stolzer Pläne und Hoffnungen, die sie einander übermittelten. Arnold Ringer hatte ein durchfurchtes Antlitz von großer Verschlossenheit, wie Michelangelo das lächelnde Weh der Entsagung und zugleich den Trotz unbändiger Kraft. Wieviel weicher, undurchlebter, stiller erschien neben ihm das Antlitz des Friedrichsburger Akademikers! Und doch — ein Funke des Geniefeuers glimmte auch in seinen Augen heute. Er führte den bewunderten Großen an seinen Gästen vorüber, als wollte er sagen: Seht mich endlich einmal an. Seht mich. Ich bin mehr als ein liebenswürdiger Wirt — ich bin heute noch, mit siebenundsechzig Jahren, fähig, durchzugehen, das Joch des Philisteriums abzuschütteln und mit diesem da ins Land der großen Torheit zurückzukehren, dem Phantom meiner Jugend nach.

Er stand jetzt mit Ringer vor Klementine. Der weltberühmte Meister küßte ihr die Hand, und sie, in ihrem echt frauenhaften und friedrichsburgischen Bewußtsein von großen Lebensmomenten, sah sich um, ob auch alle Gäste bemerkten, was geschah. Ein stilles Lächeln huschte über Justinus' erregte Züge — es war ein Gemisch von Liebe und menschlichem Verzeihen, aber auch von abseitigem Gram. Rasch zog er Ringer auf ein Sofa und kredenzte ihm alten Burgunder, wie eine Medizin, deren der Erschöpfte bedurfte. Auch Justinus nahm sie jetzt sehr gern . . .

Im Musikzimmer thronte die Schwiegermutter, Annette von Grumbach-Délorme, die greise Alterspräsidentin der Familie. Klementines Mutter war noch völlig das Geschöpf einer vergangenen Zeit.

Statuenhaft saß sie in ihrem Lehnstuhl, ein Samtkissen unter den Füßen, und ließ die Defiliercour der Gäste an sich vorüber. Sprechen brauchte niemand mit ihr, nur „gemeldet“ mußte man sich bei der alten Dame haben, denn ihr fiel jeder auf, der es unterließ, und alle konnte man im Hause Rominger zu Gegnern haben, nur nicht die mächtige Frau Geheimrätin. Ihr hatten die Reben vom Niederrhein den Thron ihres Reichtums gegeben und mehr noch den ihres Namens, denn der Reichtum derer von Grumbach war durch die böse Konkurrenz schon stark im Niedergange. Verblichen wie das alte Gold seines Schmuckes, die starre Seide seiner Kleider war das wachsfarbene, mühsam aufgerichtete Menschenkind selbst, das keine Gesellschaft der Tochter vorüberließ, ohne sich den Friedrichsburgern zu zeigen. Sie war als Verkörperung altbürgerlichen Stolzes bekannt, aber hochmütig schalt man sie trotzdem nicht, man ließ es ihr hingehen, sie war schon ausgeschaltet. Die Firma ihres Gatten lebte nur noch in einem altersgrünen Häuschen zu Aachen, die Weinberge, die ihr gehörten, hatte sie zwanzig Jahre nicht gesehen. Dennoch stand ihr Name für ihre Überzeugung neben den allerersten von Aßmannshausen und Rüdesheim. Sie hatte ein paar Flaschen in ihrer kleinen Wohnung, die sie auserwählten Besuchern vorsetzte. Wenn sie an diesem herrlichen Rest roch, stand es für sie fest, daß auch der ganze Berg, das ganze Land, das solche Reben zeugte, wachsen und gedeihen mußte, daß keine neue Zeit so frech sein konnte, den Fuß auf Vater Grumbachs ehrwürdiges Schild zu setzen.

Unbekümmert um die Feierlichkeit des Musikzimmers amüsierte sich im Billardsalon eine Gruppe von Offizieren und jungen Künstlern. Gleichsam zur Gesellschaft kommandiert, erschienen bei jeder

Romingerschen Soiree einige Militärs, gewöhnlich Kavalleristen, tadellose Tänzer, und mehrere Schüler der Meisterklasse des Professors. Man konnte beobachten, daß die letzteren sich durch praktische Dienstleistungen für die Einladungen revanchieren mußten. Die Hausfrau, besonders aber Marion und Elsa, hatten immer „ein paar Maler an der Hand", und es gab sogar einen kleinen, dicken Schweizer, den sie allmählich als Faktotum ohne Gehalt betrachteten. Hans Stichlinger mußte Stühle schleppen, Hans Stichlinger mußte die Tanzmusik mit Essen versorgen, Hans Stichlinger kannte den Weinkeller und die Küchenvorräte besser als die Söhne und Töchter des Hauses. Dabei war er ein wenig verwachsen und hatte den Glauben an sein Talent verloren — so resignierte er in diesem gedankenlosen Wohlleben gern. Aber die Jüngsten und Unerfahrenen der Meisterklasse wurden immer wieder seine Kollegen. Anfangs fühlten sie sich geschmeichelt und wetteiferten darin, zum Gefolge der schönen Rominger-töchter zu gehören — bald aber bekamen sie es satt, und ihr erwachter Stolz konnte die verhaften Füße aus den feinen Netzen nicht mehr herausbekommen.

Die Herren Offiziere hatten es besser als die Künstler. Die tanzten, und dann hatten sie ihre Pflicht getan. Im übrigen standen sie witzelnd oder gelangweilt umher. Ein bunter Uniformenkreis war beständig um Marion und Elsa. Eine Vorzugsstellung schien darin ein etwas älterer Herr einzunehmen, ein Dragonerrittmeister, gelb und blau, Sportsmann, einer von den arg verlebten „Schönen". Sein farbloser Schnurrbart, seine harten grauen Augen waren viel geliebt worden, und daß sein Haar schon dünn wurde, gab ihm einen Reiz mehr für die Friedrichsburgerinnen.

Freiherr von Biegenau hatte ein wildes Leben hinter sich — es war natürlich, daß er jetzt ein ruhiges vor sich wünschte. Schon lange bewarb er sich um Elsa Rominger. Vor einigen Jahren noch hatte er sich höhere Ziele gesteckt. Er war drei Monate mit der Tochter des Staatsministers von Pretzel verlobt gewesen. Als aber seine enorme Verschuldung und eine seltsame Liebesaffäre ans Tageslicht kamen, mußte er sich zurückziehen, und die arme Anna von Pretzel blieb ledige Ministerstochter. Immerhin war er im großherzoglichen Dienst geblieben, und neuerdings hatte sogar eine edle Tante seine Vermögensverhältnisse saniert. Nun hatte er nichts, auch keine Schulden mehr. Dadurch steigerten sich seine Ansprüche wieder, er hielt sich jetzt für eine doppelt so gute Partie und dachte nochmals ernstlich ans Heiraten. Aber er stieg nun zu den Romingers herab. Herab? Zur Tochter des Akademiedirektors, bei dem Baron Biegenau sogar seinen Exschwiegervater, den Minister traf? Jawohl. Hier lag die eigentliche Tragik des Romingerschen Hauses: Ein Freiherr von Biegenau von den Kaiserdragonern konnte dort intim verkehren, die Töchter waren allbeliebte Damen der Gesellschaft, die Söhne führten das Leben der Hocharistokratie — dennoch waren sie alle nur Mitläufer, im eigentlichsten blieben sie in bürgerlicher Niederung stecken, und wer sich mit ihnen verbandelte, stieg zu ihnen herab. Frau Klementine wußte am besten, wie weit der Weg von der Nachahmung eines großen Lebensstiles bis zum ererbten Besitz war. Sie verschwieg vor ihren Kindern dieses Wissen und war überzeugt, daß es ihren feinen Manövern endlich gelingen mußte, die Lebensschiffe der Kinder ohne bittere Erfahrung in den Hafen der Daseinsbeherrscher zu lenken. Diesen Hafen sah sie im

soliden Bürgertum, aus dem sie selbst hervorgegangen war, nicht mehr. Das war ihr von der neuen Zeit zu sehr verkrämert und verbauert worden. Ein Adelswappen aber, das die törichte Jugend für ein zweckloses Spielzeug hielt, war für ihre Überzeugung immer noch das oberste Ziel. Ein Adelswappen oder verwirrend viel Geld. Aber schwer, ach, furchtbar schwer war beides zu erringen. Darunter litt sie, die sorgenvollste aller Mütter. Und insgeheim verfolgte sie mit unbeugsamer Spannkraft ihr Ziel. Sie spekulierte mit Hilfe eines tüchtigen Bankiers, keines Juden (dazu konnte sie sich nicht entschließen), in allen möglichen Börsenpapieren, sie spannte ihre Netze täglich nach kapitalen Schwiegersöhnen aus. Von einem großen Siegesfischzuge träumte Frau Klementine, da sie allein als Retterin und Fortuna des Hauses erkannt und gefeiert wurde. Von dem lebensfremden Kunstträumer, ihrem Gatten, wie von den lieben Nichtstuern, ihren Söhnen, und den langsam welkenden Salongewächsen, ihren Töchtern. Alle sollten sich dann vereinen und der Schwergeprüften, wenn sie ihr Lebenswerk getan, den Lorbeer reichen. Adel und Geld — so sah sie ihre künftigen Schwiegersöhne vor sich. Diese fixen Begriffe verdunkelten ihr allmählich jedes menschliche Bild. Der Freiherr von Biegenau mit allen seinen Fehlern und Bedenken hatte das eine sicherlich — das andre aber hatte Franz Otto Braumüller, der in diesem Augenblick mit Grandezza den Salon betrat. Er hatte es mindestens in spe und wohl auch schon recht ansehnlich in seinen soliden Fabrikantentaschen.

Franz Otto Braumüller hatte die Bekanntschaft der Romingerschen Damen in Baden-Baden gemacht. Er, der zu dem weitverbreiteten Geschlechte derer gehörte, die als arme Jungen mit fünf Gro-

schen nach Berlin gekommen, war für die imponierenden Eigenschaften der neuen Bekannten besonders empfänglich. Alles hatte sein zäher Fleiß, sein heller, skrupelloser Blick erarbeitet, was in seinen Lebenskreisen den „Mann" machte: Geld, geschäftliches Ansehen, sogar ein Mietshaus in Frankfurt am Main — nur das schwer definierbare höhere Vermögen, das man am besten als Geschmack oder Kultur bezeichnet, war ihm versagt. Dabei besaß er eine gute Schulbildung (er war im Gymnasium weiter als die jungen Romingers gekommen), und wenn er sein Leben übersah, konnte er sich des Versäumten wegen völlig freisprechen. Er hatte Schwielen an den breiten Händen, sein Weg zum Erfolg war wirklich hart gewesen. Aber er fühlte sich noch jung — was nicht da war, konnte jetzt kommen. Gehörten seine früheren Lebensperioden, Berlin und Frankfurt, dem materiellen Kampf um die Existenz, so konnte Friedrichsburg, die stille, edle Musenstadt, ihr die höhere Weihe geben. Franz Otto Braumüller liebte, was gut und schön war. Er hatte sich in seinem Fabrikkontor ein Plätzchen für die Ideale bewahrt, und einen ehrlicheren Kunstenthusiasten konnte es unter seinen Berufsgenossen kaum geben. Für die Oper schwärmte er geradezu, und immer hatte er den veredelnden Verkehr mit Bühnenkünstlern gepflegt. Niemals hatte er gezögert, auch materielle Opfer dafür zu bringen, denn er wußte, wie ein tüchtiger Pump die Freundschaft mit diesen launischen Herren befestigte. Aber all das war doch nur ein kleiner Luxus, ein bedeutungsloses Mitlaufen, und beschämend blieb jederzeit sein Geld im Spiel. Franz Otto Braumüller sehnte sich nach einer Wirkung und Entfaltung seiner Person, die lediglich ihr selbst zu verdanken war. Er wollte heiraten. Und so reiste er denn

nach einer günstigen Inventur ins Märchenland des Freiers hinaus. Zunächst nach Berlin — dort aber war es nichts, er wurde zu sehr durchschaut, er war ja selbst ein halber Berliner. Dann nach Karlsbad. Hier machte er nur Bekanntschaften, die er nicht machen wollte. Als er sich endlich zu einer vornehmen jungen Russin verstieg, trat er ihrer Tante auf den Fuß, und so wurde es auch hiermit nichts. Die Herbsttage in Baden-Baden führten ihn der Familie Rominger in den Weg. Der nicht anwesende Vater ein berühmter Künstler, Professor, Akademiedirektor — die Mutter imposant und geistvoll, offenbar in glänzenden Verhältnissen — zwei Töchter, beide Schönheiten und für ihn besonders reizvoll, weil sie nicht mehr ganz jung waren und von vornherein keinen unmöglichen Altersunterschied boten. Die jüngere freilich schien sich mehr für Offiziere zu interessieren als für Frankfurter Holzwollefabrikanten. Die ältere aber ließ Franz Ottos Bemühungen nicht abfallen, und nach wenigen Tagen dämmerte es ihm sogar, daß sich hier mehr als eine Vernunftheirat anspann, daß es sich um ein ernsthaftes Erlebnis handelte. Von Scham und Freude durchglüht, erkannte er, wie sehr er Marion Rominger unrecht getan. Konventionelle Kälte und Berechnung steckten in ihm weit mehr als in ihr — sie war echter und einfacher, als er anfangs angenommen, sie war im Grunde ein gutes, liebebedürftiges Geschöpf, ein feines süddeutsches Mädchen, das nach nichts bei ihm fragte als nach Treue und Ehrlichkeit. Sie sah sich den Menschen in ihm an — das war nicht länger zu bezweifeln. Und überschwenglich, gleichsam erhöht und sich selbst zurückgegeben, diente Franz Otto um sie. Nur Marion war seine Wahl — Elsa verschwand ihm völlig. Er wußte, welche Hindernisse vor ihm standen

— die Kluft der Bildung, des Geschmacks, der äußeren Erscheinung zwischen ihm und dem Romingerkinde war groß. Er übertrieb diese Kluft, je mehr er sich in Marion verliebte. Aber ein mächtiger Trost konnte ihm in seinen Kämpfen bald werden — die Gunst der Mutter neigte sich ihm offensichtlich zu. Ein langer Spaziergang auf den Badener Waldhöhen, wo er an liebenswürdiger Diplomatie sich selbst übertraf, gab ihm Klarheit. Er war mit sich zufrieden. Von diesem Tage an war er keine flüchtige Bekanntschaft mehr, kein unschöner, etwas aufdringlicher Geschäftsmann für Klementine — sie sah ihn jetzt in einem höheren Lichte vor sich, den Mann der ernsten Absichten, den ausgezeichnet situierten Mann, und sie brauchte nicht länger daran zu zweifeln, daß ihm die Aufnahme in ihre Familie mehr sein würde als jede Aussteuer und Mitgift. Mit einer geradezu großartigen Empfindung hatte er die materielle Frage unberührt gelassen. Als dann die Romingerschen Damen von Baden-Baden abreisten, war ihm auf dem Bahnhof der erste unvergeßliche Liebesblick aus Marions blauen Augen zuteil geworden. Verzaubert sah er ihr nach, wie sie mit den Rosen, die er ihr gebracht hatte, winkend zurückblickte, bis der Zug verschwand.

Sein Entschluß war gefaßt. Er machte es geschäftlich möglich und nahm zum Frühjahr einen längeren Aufenthalt in Friedrichsburg. Je auffälliger dieser Schritt eines in Frankfurt ansässigen Kaufmanns wurde, um so willkommener war es ihm. Man sollte über seine festen Absichten nicht im unklaren bleiben. Freilich erkannte er in Friedrichsburg nur zu bald, daß er noch gewaltige Hindernisse zu überwinden hatte. Marion und ihre Mutter brachten ihm dieselbe Freundlichkeit wie

in Baden-Baden entgegen. Aber sowohl der alte Professor, den er jetzt besuchte, wie Marions Brüder, die er endlich kennen lernte, waren fremdes Land für ihn. Da fehlten ihm alle Berührungspunkte. Er glaubte es besonders gescheit zu machen, wenn er mit dem Vater über Kunst sprach und ihm wegen seiner herrlichen Gemälde schmeichelte, die er sich im Museum angesehen hatte — mit diesem Manöver fiel er aber gründlich ab und konnte sich nur mit Mühe der Grobheit des gereizten Justinus erwehren. „Reden wir von was anderm, sonst muß ich ja von Holzwolle reden," hatte der schwierige alte Herr gesagt. Karlmann und Philipp aber zeigten ihm eine so maliziöse Kühle und Überheblichkeit, daß er all seine weltmännische Fassung zusammennehmen mußte, um den grünen Jungen nicht gehörig seine Meinung zu sagen. Hier fiel er vollständig ab, hier konnte er mit gar nichts imponieren, aber zum Glück besaß er Menschenkenntnis genug, um bald zu durchschauen, daß Vater und Brüder ihn ablehnen konnten, wenn nur die Mutter auf seiner Seite war. Sie aber war es ganz entschieden. Mißtrauisch überlegte sich der erfahrene Braumüller noch einmal dieses merkwürdige Phänomen. Warum trachtete Klementine, die beste Lebenskennerin unter all den Hochmutsteufeln, nicht nach höheren Zielen für ihre Tochter? War Marions Ruf in Friedrichsburg etwa nicht mehr tadellos? Hatte er in ihr und ihrer Schwester werdende Offiziersmätressen vor sich? Doch nein, das war ja ganz unmöglich. Solches Hindernis hätte er mit seinen moralischen Anschauungen niemals überwinden können — aber er sah ja ganz klar, an Marions Reinheit war nicht zu zweifeln. Das wahrscheinlichste war es schließlich für ihn, daß eine Lüge im ganzen äußeren Auftreten

der Romingers steckte. Dieser unbekümmerte Luxus, dieses gastfreie Haus, dieser blendende Verkehr — alles war nur auf Wirkung angelegt. Klementine war sicher eine Meisterin im Sand-in-die-Augen-Streuen. Zweifellos besaß sie nur geringes Barvermögen, zweifellos waren ihre Töchter im gewöhnlichen Sinn keine guten Partien mehr. Aber er zuckte ja über den gewöhnlichen Sinn die Achseln — er, Franz Otto Braumüller, konnte sich das leisten. Dabei zog er als solider Geschäftsmann doch jede mögliche Erkundigung ein. Er wußte bald, daß Rominger nur eine Lokalberühmtheit war, keine Weltgröße, wie ihm die Damen in Baden-Baden weisgemacht hatten. Er brauchte sich von adligen Ahnen mit Weingütern, von Friedrichsburger Lebejünglingen, die Schauspielerinnen aushielten, nicht länger imponieren zu lassen. Er hatte sein gesundes Fabrikgeschäft, ihm waren schon teurere Weiber zur Verfügung gewesen. Die Wahrheit war einfach die: ein solider Mann, der Vermögen hatte und es ehrlich meinte, besaß zehnfachen Kurswert in dieser verlogenen Kulturatmosphäre. Er war begehrt, ganz richtig begehrt, und Marion stand, wenn man herzhaft an sie herantrat, nicht auf dem Turm, wo Knabenträume und Prinzessinnen wohnten.

Heute wollte Franz Otto Braumüller zur entscheidenden Attacke übergehen. Mit festeren Schritten als sonst, im Innersten sogar eine überlegene Ironie spürend, betrat er die Romingersche Villa. Er hatte sich in stundenlanger Arbeit versichert, daß sein Äußeres makellos war. Frack und Lackschuhe, die ihm neu geliefert worden, hatte er an, einen goldenen Zwicker auf der kurzen, etwas dicken Nase, und das dünne Haar war mit weiser Ökonomie in sogenannten Sardellenbrötchen über den runden

Kopf gelegt. Lange hatte er geschwankt, ob er die Ordensauszeichnung, die er sich errungen hatte — das Fürstlich Rudolstädtische Verdienstkreuz für Handel und Industrie — an seinem Frack befestigen sollte. Dunkel hatte er die Gefahren des Romingerschen Sarkasmus vorausgefühlt und wollte lieber ganz schlicht, im eignen Wert, erscheinen — aber dann hatte er sich wieder die ordenübersäten Gäste dieser Soiree vorgestellt, und halb unbewußt war ihm das hübsche Kreuzchen ans Knopfloch geflogen. Trotz seiner guten Vorsätze verließ ihn die erste Sicherheit sofort, als er den Salon betrat. Klementine stellte ihn vor, und ihm zitterte das Herz, als er vor lauter Exzellenzen und Berühmtheiten stand. Er war froh, als die Hausfrau endlich von ihm abließ und sich andern Gästen zuwandte. Noch wagte er es nicht, sich im Gewühl auf die Suche nach Marion zu machen. Er entdeckte einen sicheren Winkel an einer Säule und beruhigte hier seine Nerven, indem er mit starrem, halb liebenswürdigem, halb mißtrauischem Lächeln Umschau hielt. Er stand am Eingang des Billardzimmers. Elsa war hier noch immer von schwatzenden Offizieren umgeben, während Marion auf Befehl der Mutter in die Küche gelaufen war. Voll Neid beobachtete Braumüller, welche Figuren die Herren in Romingers Salon machten. Besondere Aufmerksamkeit und stille Bewunderung schenkte er einem hochgewachsenen Rittmeister, der nur von Rennpferden sprach und die ganze Gesellschaft mühelos unterhielt. Dieser Salonlöwe war Baron Biegenau, und der ihn bewundernde Braumüller ahnte nicht, daß er hier seinen Kollegen auf Freiersfüßen vor sich hatte.

Karlmann kam erst spät zur Gesellschaft hinunter. So lange hatte er im Bibliothekzimmer gehockt und

in einer Broschüre seines merkwürdigen Vetters Johannes Rollfink gelesen. Das Gespräch mit Philipp hatte ihn tief verstimmt — es widerte ihn an, jetzt unter Menschen zu gehen. Karlmann liebte seine Schwestern — besonders Marion besaß einen scheu versteckten Winkel in seinem Herzen. Mochte das trotzige Selbstgefühl der Zusammengehörigkeit, die Gewöhnung an die Erfolge der schönen Mädchen ihm den Blick dafür getrübt haben, daß sie allzu wählerisch gewesen und nun in die Gefahr kamen, ungenossen zu verwelken — er hätte sie lieber verwelken gesehen, als bei Männern unterkriechen, die ihrer nie und nimmer wert waren. Karlmann war ebensoweit von Philipps Zynismus entfernt, wie ihm des Bruders Hohn auf die beiden Freier wohl tat. Aber er konnte es immer noch nicht glauben — für so verblendet hielt er die Mutter doch nicht. Alles tat sie um der Familie willen — aber das einzige, was der Familie unwürdig war, das tat sie sicher nicht. Sie willigte in keinen Handel um ihre Kinder.

Seufzend machte Karlmann Toilette und stieg dann in die Gesellschaftszimmer hinunter. Seine Tischdame war Anna von Pretzel. Sie war es immer, wenn ihr Vater geladen war. Das große, korpulent gewordene Mädchen liebte, resigniert, wie sie jetzt war, die Bequemlichkeit. Sie dachte sich immer ihr Teil und strengte den Tischherrn nie mit Konversation an. Besonders Karlmann nicht, den sie von Kindheit auf kannte und nicht als einen von der Stellung ihres Vaters bezauberten Karrieremacher zu fürchten hatte. Wenige halb ironische Worte wechselten die beiden nur — Anna machte einen Versuch, sich mit Karlmann über ein groteskes Visavis lustig zu machen, dann aber, als sie sah, daß er heute besonders in sich gekehrt war, ließ sie

ihn sitzen, ohne gekränkt zu sein. Karlmann musterte die Tischordnung, und das Blut stieg ihm zu Kopf. Marion saß tatsächlich neben dem Holzwollefabrikanten, und Elsa lachte eben sehr verführerisch den alternden Rittmeister an. So war es also Ernst, und Philipp hatte recht. Wie töricht handelte die Mutter besonders darin, daß sie vor aller Welt sanktionierte, was noch gar keinen Boden hatte. Man verstand sich in Friedrichsburg auf Tischordnungen. Die gesellschaftliche Rangliste wurde streng überwacht, und selbst im Hause Rominger durfte keine Nummer übersprungen werden. Nur solche, die der Familie nähertreten sollten, konnten da Ausnahmen machen. Daß der unbekannte Berliner Geschäftsmann und der ehemalige Bräutigam der armen Pretzel jetzt neben Marion und Elsa avancierten, konnte nicht mißverstanden werden. Karlmann raste innerlich. War dies der Weg, so seltene Mädchen an den Mann zu bringen? Zu verschachern, konnte man sagen?! Oh, die allzu kluge, allzu besorgte, liebevolle Mutter! Sie rührte da wieder einen ganz gewaltigen Topf voll Unglück an, das war gewiß, und niemand fiel ihr in den Arm, niemand sagte nein zu der Gewalttätigen, die sich unfehlbar dünkte. Wer sollte es auch tun? Der Vater? Vater! Er wollte alles andre mehr sein als das. Philipp? Der saß, wie immer, neben Lottchen Pisch, der er den Kopf verdrehte, solange es nichts Besonderes zu essen gab. Soeben aber war die Tränklesche Mayonnaise zu ihm gekommen, und da ließ er Lottchen Lottchen sein — ernste, runde Augen auf den vollgehäuften Teller geheftet, aß er mit feierlicher Sachlichkeit, gütige Rührung lag auf seinem rosigen Antlitz, und an den schlanken Händen, die mit Meisterschaft zwei Silbergabeln führten, blitzten kostbare Ringe.

Karlmann wußte hier niemand, der die Mutter warnen konnte. Er selbst? — Ja, wäre er der, zu dem er sich in hohen Momenten, auf einsamer Wanderung aufschwang. Bliebe er dort, wo die Zukunft, die einzig denkbare Zukunft seines ehrwürdigen, verfallenden Geschlechtes lag. Aber er fiel immer wieder zurück, er verzagte immer wieder, weil er so ganz allein war. Plötzlich richtete sich sein scheuer, umherirrender Blick auf Arnold Ringer. Ja, da lag es, das wahre, das gelobte Land. Der Mann, der *konnte*, was er wollte, heute war er hier zu Gast. Ein Renaissancemensch in jeder Linie, jeder Bewegung, aber wie eine starre Felseninsel mitten im gestaltlosen Meer. Niemals konnte Karlmann dorthin gelangen — höchstens eine vorwitzige Welle konnte er werden, die an seinem Granitfuß zerschellte. Er sah die Bilderreihe der Odyssee vor sich — unglaublich, all das von dem einen Menschen ersonnen, von dieser einen nervigen Hand auf Leinwand gebracht. Ein Lebenswerk! Wie sehnte er sich nach einem Lebenswerk! Genügte dem Vater denn das seine? Es war ja nicht möglich. Was mochte in ihm heute vorgehen, an der Seite dieses Großen, der dorthin gelangt war, wohin auch er sich einst gesehnt hatte? Heute schwelgte Justinus Rominger in Erinnerungen. Karlmann haßte die Erinnerungen, so jung er war. Was sollte dieser Rosengarten der Phantasie, duftlos, gestaltlos, in den man mit erloschenen Augen zurückstarrte, um seine tote Jugend zu beschwören? Was war denn Rom vor vierzig Jahren? Was die Mädchen der Sabinerberge, die noch braune Locken, rote Wangen an dem alten Tedesco gesehen hatten? Begraben oder alt — nichts mehr für eine ehrliche Sehnsucht der Gegenwart. Nein, nein — er wollte wenigstens ehrlich sehnsüchtig sein. Die beiden Alten ließ er im Wesenlosen

weiterträumen — ihm schwebte eine tiefere, allmächtige Hoffnung vor die entzückten Augen hin . . .

Anna von Pretzel sah ihren Tischnachbar von der Seite an. Jetzt trieb die sonst so Duldsame ein kleiner, böser Geist, ihm seinen Traum zu stören. Sie fühlte, er war auf einem Wege, den sie ihm nicht erlauben durfte. An hübsche Mätressen mochte er denken, an ehrgeizige Pläne, soviel er wollte, nur nicht an ein schlichtes, wahrhaftes Liebesbild. Sie hatte ihn plötzlich im Verdacht, daß ihn dies so namenlos zerstreut machte. Noch hatte er nichts gegessen und getrunken — ein Rominger ließ die höchsten Genüsse des Gaumens vorbei — das war ein sicheres Zeichen.

„Wollen Sie, daß ich mithungere, Herr Karlmann?“ fragte sie.

Er wurde dunkelrot und sah sie fast unfreundlich an. Wie erschreckte ihn heute ihr rauher, lispelnder Ton!

„Bitte, bitte — gewiß nicht — kümmern Sie sich nicht um mich, Fräulein Anna.“

„Das muß ich doch. Ich kann nichts essen, wenn Sie so schmachten und verschmachten.“

„Ich?“

„Ja, Sie. Sie sehen so aus. Ich sage es Ihnen lieber, falls Sie es vor Ihrer Frau Mutter kaschieren wollen.“

Jetzt hatte die Boshafte zuviel gesagt und erreichte damit das Gegenteil ihres Zweckes. Er wußte, worauf sie anspielte, und sprach nun kein Wort mehr. Er war ernstlich böse. Sie blieb wie eine Verkrüppelte neben dem schönen, verlorenen Freunde sitzen — hart, mit brennenden Augen, starrte sie ins Leere.

Nach Tisch erging sich ein Teil der Gesellschaft im Garten. Bunte Lampions und die süße Stimme

einer Geige, die von Gitarreklängen dunkel begleitet wurde, lockten hinaus. Zwei italienische Maler saßen im Gebüsch verborgen und spendeten auf Klementines Befehl das Konzert. Es gab ein schönes, lässiges Wandeln der jungen Leute auf mondbeschienenen Wegen, an einem kleinen, silbergrünen Teich vorbei und in dunkle Lauben hinein. In die letzteren gingen natürlich nur die Künstler — die Moral der Friedrichsburger mußte davor haltmachen, wenn man sich auch in der Freistatt der Romingers befand. Frau Klementine dachte anders als andre Mütter. Ihrem Temperament war manches Abenteuer auf eignem Grund und Boden recht. Um so inniger freuten sich die jungen Leute auf die nächtlichen Gartenstunden bei ihr, um so ängstlichere Warnungen mußten sie von zu Hause dorthin mitnehmen. Da alles wandelte, wandelte natürlich auch Franz Otto Braumüller an Marions Seite. Er fand es zwar etwas kühl im Garten und war zerstreut, weil er an seinen Überzieher dachte. Aber Marions frisches, in der Frühlingsnacht aufblühendes Wesen führte ihn bald zu freieren Gefühlen zurück. Er wurde allmählich wieder ganz jung und staunte über seine eignen Reden. Biegenau und Elsa waren in ein verstecktes Turmzimmer geklettert — im Garten waren ihr zuviel „Leut", wie Elsa dem Aufhorchenden plötzlich mitgeteilt hatte. Er sah eine große Stunde kommen und folgte ihr sporenklirrend, wohin sie wollte. Rominger und Ringer saßen rauchend und plaudernd im Herrenzimmer. Auf der Veranda blieb niemand. Durch einen Zufall versagte der elektrische Beleuchtungskörper dort, und so lag alles im Dunkel, man konnte sich nur mühsam zu den Korbstühlen hintappen. Karlmann tat es, denn hier war er allein. In behaglicher Wehmut ließ er sich nieder und be-

trachtete die wandernden Menschen im Garten, die lachenden, plaudernden und rauchenden in den erleuchteten Zimmern. Wohltätig war ihm die italienische Musik. Wenn nur der unselige Graf Kilchberg nicht toskanische Lieder dazu gegröhlt hätte! Der Herr Hofmarschall war gar zu eitel auf seine Florentiner Zeit. Zum Glück bekam er in der Nachtluft einen Hustenanfall, und so wurde er bald still — die liebe Toni hatte Zeit, heranzuschweben, tröstlich wie ein Engel neben ihrem gramvollen Karlmann Platz zu nehmen.

Stunden dauerte dieser süße Traum und doch nicht lange genug für den Einsamen auf der Veranda. Plötzlich legte sich eine warme, feste Hand auf seine Schulter. Aufschreckend sah er in das Antlitz seiner Mutter.

„Karlmann — hier sitzt du — ganz allein! Mein liebster Junge, was ist dir denn? Ja, du barmherziger Gott, was fehlt dir?"

Er schwieg und sandte einen Blick zur Mutter hinauf, als ob die längst vergangenen Krankheitstage seiner Kindheit wieder gekommen wären, da sie, die Unermüdliche, an seinem Bett gesessen, seine fieberheiße Hand gehalten und ihm mit erzwungener Heiterkeit Trost gespendet hatte. Wie damals, war er auch heute der im Leiden schlaue Karlmann, der mit dem opferbereiten Mutterherzen spielte und jeden Wunsch erfüllt sah.

„Was fehlt dir?" fragte sie nochmals.

„Nichts, Mutter," erwiderte er leise, und das sonst so frische Antlitz wurde im Mondlicht erschreckend bleich. „Ich bin nur traurig."

„Traurig?! Aber liebster Karlmann! Alles freut sich heut, alles steckt beisammen und genießt seine Jugend — und du, der doch wahrhaftig das größte Recht darauf hätt', du verkriechst dich? Du willst

von keinem was wissen? Träumst in den Mond hinauf? Das ist ja ungesund, Karlmann! Das steht einem Prachtbuben wie dir sehr schlecht!"

„Liebe Mutter —"

„Sag doch Mama!"

„Liebe Mama —"

„Nun, Herzchen? Was ist's denn?"

„Die Zeiten, wo ich der ‚Prachtbub' war, sind vorüber. Leider und Gott sei Dank. Jetzt stehe ich vor den Problemen des Lebens."

„Ach was! Probleme! Es gibt keine Probleme! Es gibt nur das Leben!"

„Du liebe, wundervolle Mama du! Man muß schon ein Genie wie du sein, um so etwas sagen zu dürfen. Du wirst mit allem fertig."

„Selbstverständlich! Und heut besonders bin ich mit mir zufrieden!"

„Warum heute?"

„Das werd' ich dir gleich erzählen." Sie setzte sich zu ihm und hielt seine Hand fest. Im Musikzimmer sang die Gandria aus Wien Schuberts „Frühlingsglauben". Karlmann erschauerte unter den Tönen — stärker als aus dem Munde der Sängerin klangen Uhlands Verse in seiner Seele mit. „Also hör einmal zu. Ich hab' heut einen der größten Erfolge meines Lebens. Jawohl, Karlmann. Mir wirbelt's im Kopf, es ist mir was gelungen, wie das schwerste Patiencespiel — erst lauter Kopfzerbrechen, und plötzlich ist alles in der Reih'. Also hör einmal zu. Ich muß einen Menschen haben, dem ich's sagen kann, sonst springt mir das Herz. Und dieser Mensch bist du..."

„Mama — was ist es denn?!"

„Heut sind mir beide Schmetterlinge ins Netz gegangen. Die Marion und die Elsa haben sich verlobt. — Na — wie wird dir? Du sitzt zu tief in

deinem Sorgenstuhl drin, sonst möchtest du wohl platt auf der Erd' liegen."

Karlmann saß regungslos im Dunkel seines Korbsessels. „Mit wem haben sich Marion und Elsa verlobt?" fragte er tonlos.

„Na, das kannst du dir doch denken! Mit dem Erbprinzen und dem Kaminkehrer nit! Frag nit so dumm! Die Marion kriegt ihren Braumüller und die Elsa ihren Baron! Was sagst du dazu?"

„Nichts."

Die Mutter wollte emporfahren, bezwang sich aber und fuhr in dem alles entwaffnenden Ton ihrer süddeutschen Leichtigkeit fort: „Brauchst auch nix zu sagen — dir gefallen die zwei nit, das weiß ich. Aber du sollst sie auch nit heiraten. Dir brauchen sie nit zu gefallen. Im Gegenteil — das freut mich."

„Mutter! Das ist ja empörend! Bin ich nicht Marions und Elsas Bruder?"

„Ja, wenn du den hervorkehrst, dann freu' dich gefälligst, aber gründlich! Sonst, als Mensch an sich, als Karlmann Rominger hast du dein gutes Recht, über den Fabrikanten und den Rennstallbesitzer erhaben zu sein."

„Das hab' ich, Gott sei Dank! Aber du, Mama! Sprichst du nicht von deinen Töchtern, handelt es sich nicht um deine Schwiegersöhne?"

„Schweig jetzt still, Karlmann, sonst wird mir's zu dumm! Ihr seht nur den Augenblick — wie's ausschaut — von der Zukunft habt ihr keine Ahnung!"

„Wir? Wirklich? Wir —?!"

„Der Philipp und du — begreift ihr zwei denn, was solch solider Durchschnittsmensch, wie der Braumüller, wert ist?"

„Wert?! Ich kenne seine Vermögensverhältnisse nicht und bin auch nicht neugierig!"

„Gut, gut. Immer weiter im Text. Da wird's dir nit fehlen."

„Mama, ich ertrage das nicht! Meine armen Schwestern!"

„Die? Die sind sehr glücklich! Ganz verrückt vor Glück! Sie haben mir eben beide am Hals gehangen! Die Elsa vergöttert ihren Rittmeister!"

„Willst du seine Schulden bezahlen?"

„Das hat schon die Tante getan, und für neue komm' ich nit auf. Er hat einen hochfeinen Namen."

„Unser Name ist besser."

„Worauf soll man denn noch warten, du Tollkopf, du? Die Mädels stehn dicht an der Altjungferngrenze — das siehst du nit!"

„Ich sehe das Wesentliche! Das Erlebnis, die unbedingt nötige eigne Wahl! Sind wir denn so heruntergekommen, wir Romingers, daß wir den Luxus dieser Gefühle dem Pöbel überlassen müssen?"

„Unsinn! Was noch nit ist, kann werden. Wenn's selbst 'ne Vernunftheirat wär' — das sind die glücklichsten Ehen geworden. Ich wollt', ich hätt' deinen Vater mehr aus Vernunft als aus Liebe geheiratet."

„Du wirst dich verrechnen, Mama. Bedenkst du die Veränderung, die in deinem eignen Leben vor sich gehen wird, wenn Marion und Elsa heiraten?"

„Was willst du? Du hast eben keine Ahnung von 'ner Mutter. Ihr alle nit. Was wißt ihr, wozu 'ne Mutter bereit ist, wenn sich's ums Glück ihrer Kinder handelt? . . ."

„Weine nur nicht, Mama."

„O Karlmann, du bist so rasch in deinem Urteil! Das hätt' ich von dir nit gedacht! Ich bin mit meiner ganzen Glückslast zu dir gekommen, und du siehst nur das Schlechte in allem!"

„Mama!"

„Natürlich muß alles mal ein End' haben. Eure Jugend war schön, war herrlich, nit wahr, das könnt ihr mir doch zugestehn. Aber nun — nun geht's zu Ende. Die Mädels dürfen vor lauter Schönheit und Vornehmheit nit sitzenbleiben — und ihr zwei, ihr starken, gesunden Buben, ihr werdet auch mal eure Händ' rühren müssen und euch umtun in der Welt! Dann bleiben wir Eltern hier allein — wie am Anfang!"

Karlmann starrte eigentümlich düster vor sich hin. Die Worte, die seine Mutter — zum erstenmal — von der Jugend ihrer Kinder gebraucht, hatten einen seltsam leidvollen Nachhall in ihm, keinen freudigen, wie sie wohl wähnte. Jetzt kam ihm diese goldene Zeit, da ihre Schönheit einmal ausgesprochen, gar nicht mehr golden, eher grau und bitter zweifelhaft vor. Aber er verbarg seine böse Empfindung vor den Kinderaugen der Mutter und sagte nur leise: „Ja, ja. Es muß wohl ein Ende haben — alles. Aber ein frischer Entschluß gehört dazu — kein langsames, lähmendes Erschlaffen. Auch ich möchte Abschied von euch nehmen, ich — ach, Mutter — so den rechten deutschen Jünglingsabschied, weißt du, den es nicht nur in Büchern gibt, den das Leben wirklich fordert, das große, ungeheure Leben draußen am Horizont, voll Sehnsucht, voll Frühling, voll erhabener Schönheit!"

Es überwältigte ihn. Sie nickte ergriffen und genoß erst die edeln Tropfen, die aus Karlmanns Herzen kamen. Dann erwiderte sie: „Bist nit mehr gern bei uns? Lassen wir dir nit ganz deinen Willen?"

„Ach, meinen schlechten Willen laßt ihr mir! Ich bin alt genug, ich habe genug erlebt, Mutter, um den besseren Willen zu kennen! Was bin ich denn? Nichts! Mit zwanzig Jahren! Nichts!"

„Der Philipp ist auch noch nichts."

„Soll das für mich ein Trost sein?!"

„Nein, aber ihr seid immer Sorgenkinder gewesen, ihr zwei. Erst war der Philipp krank, so daß wir ihn aus der Schule nehmen mußten, dann kam die gleiche Geschicht' mit dir. Ich hab' vor drei Jahren nit gewußt, ob ich dich überhaupt behalten werd'. Vergißt du das alles, Karlmann?"

„Nein, Mama. Und was ich dir zu danken habe, weiß ich. Aber der gefährlichste Sumpf, in den man geraten kann, ist der, den man selbst nicht merkt. Ich merk' ihn jetzt, Mama, und ich will mich daraus befreien!"

„Bitte —"

„Verzeih' mir, ich wollte dich —"

„O nein! Nein, was denn! Das kränkt mich gar nit, lieber Karlmann! Ich bin doch keine Philistermadam', die von ihrem Buben nur hören will, was die Schildbürger draußen auf der Straße sagen! Du weißt ja, ich hab's immer mit dem alten Goethe gehalten: ‚Mag sich der Most noch so absurd gebärden, es gibt am Ende doch e Woin!' Schimpf du, kritisier' du mich alte, leichtsinnige Springgeiß, soviel du magst — nur sei ehrlich und sei selbständig! Krieg' deine eigne Farb' — das ist die Hauptsach'! Aber eines will ich dir doch sagen, Karlmann — wenn du von Sumpf redest: in Justinus Romingers Atmosphär' ist nit der mindeste Sumpf, da stinkt's auch nit soviel — hier wird alles sauber gehalten — aber ich weiß schon, wo du dir dein Nasl verstopft hast — ich kenn' die Parfüms, mein Junge — da machst du mir nix vor! Brich du mit deinem rothaarigen Frauenzimmer vom Hoftheater — mach mit der Naumann ein End'! Dann wird dir wohl sein!"

„Mama — —!"

„Ja, ich weiß alles, alles! Begehr' nit auf! Wär' ja auch blöd genug, das nit zu wissen bei der unsinnigen Verschwendung, die du treibst! Hat mich schlaflose Nächte gekostet, Karlmann! Denn das ist wirklich ein Sumpf! Aber nun bist halt festgefahren, armer Tropf?"

„Mama — es widerstrebt mir — — aber wenn du so offen davon sprichst — Mama — — —!"

Ein Nervenanfall, den er künstlich steigerte, kam über ihn. Er senkte schluchzend den Kopf in ihren Schoß. Klementine streichelte, fast befriedigt, seinen zuckenden Kopf mit ihren beiden raschen Händen. Unablässig tröstete sie ihn dabei: „Ist es das! War es das! Na also! Also! Mein Goldbub! Nun wird alles von dir genommen! Gib acht! Ich helf' dir! Nun wirst du wieder deiner Jugend froh werden, mein Liebling! Fürcht' dich nit, schreib' ihr noch heut' den blauen Brief! Die hat schon morgen einen andern, und wenn sie Geschichten machen will — ich kann ihr beim Großherzog die ganze Karriere zerstören!"

Er zuckte zusammen, ihm graute. „Mama ... Nicht doch, Mama ... Du darfst dich überhaupt nicht einmischen ... Um Gottes willen nicht. Ich mache schon allein ein Ende."

„Heut' noch?! Versprichst du mir das?"

„Ich versprech' es. Es soll der Anfang vom neuen Leben sein."

„Nun, dann versprech' ich dir, mein Liebling ..." Sie rückte ihm plötzlich katzenhaft nahe und flüsterte ihm mit glücklichem Lachen etwas ins Ohr. Er prallte zurück.

„Ja, ja!" bekräftigte sie eifrig nickend. „'s ist alles schon auf guten Wegen! Denkst du, ich sorg' nur für die Mädels? Übrigens, der Philipp hat mir schon Vollmacht gegeben. Er hat's auf die

kleine Pisch abgesehen. Ihr Buben! Beschimpft mich und laßt kein gutes Haar an mir — aber wenn ihr die Mutter nit hättet!"

Sie rauschte ins Haus. Wie betäubt starrte Karlmann ihr nach. Was hatte sie ihm zugeflüstert? Weshalb sollte er mit Lucie Naumann brechen, den „Sumpf" verlassen? Um mit Amalie Giebler verkuppelt zu werden? Eine Tennisbekanntschaft, die er im übrigen nicht ausstehen konnte? Sie hatte eine halbe Million! Das war ihr Wert! O diese treubesorgte Mutter! Jetzt sollte sie sich gründlich verrechnet haben. Er brach mit der Schauspielerin, jawohl, es war die höchste Zeit — doch nicht um Klementines Heiratsspekulation zu verwirklichen, sondern um an Toni festzuhalten, an der armen, reichen, unendlich reichen Toni. Sie stand an der Pforte des neuen Lebens, sie allein.

Er reckte sich. Er fühlte den ersten wirklichen Sieg über die Mutter. Aufrecht starrte er in den Garten hinaus und wartete noch ein Weilchen, bevor er hinuntereilte. Eben wanderten die glücklichen Brautpaare vorüber — erst Baron Biegenau und Elsa, steif und still, ein hölzern komisches Glück — dann Franz Otto Braumüller und Marion. Sie dichtete ihn sich eifrig zurecht — sie sah ihn zärtlich an, und er, er nieste in diesem Augenblick heftig, denn er hatte sich bei der Liebeswanderung im Garten erkältet. Mit einem eisigen Lächeln wandte sich Karlmann dem Herrenzimmer zu. Dort saß sein Vater noch und sprach mit Arnold Ringer — behaglich, glücklich, ahnungslos. Er wurde nach seinem Segen nicht gefragt. Karlmann zog die Schultern hoch und stieg in den Garten hinunter.

V

Die Morgenstunden des Hauses Rominger begannen für die Eltern um sieben, für die Kinder gewöhnlich um elf Uhr. Der Professor zeigte sich zuerst draußen — er hatte die alte Gewohnheit, den Garten zu besichtigen, und man sah ihn täglich, wenn die Frühsonne ihn bescheinen wollte, in Hemdsärmeln harken, Blumen begießen, okulieren und zuweilen sogar ein Mistbeet auffahren. Erst wenn er diese Arbeit getan hatte, wanderte er befriedigt zur Kunstakademie, ohne natürlich ein kleines Merkmal der Morgenstunden an seiner Kleidung entfernt zu haben. Klementine machte sich um acht mit ihrem ersten scheltenden Rekognoszierungsgang durch das Haus bemerkbar. Die Söhne aber geruhten frühestens um elf nach dem Frühstück zu klingeln, und die Töchter stritten sich um halb eins noch, ob Gelb oder Blau besser zum Wetter paßte.

Karlmann sah sich am „Morgen" nach der Soiree um zwölf in seinem halbdunkeln Zimmer um. Er hatte starke Kopfschmerzen, und das jüngst Vergangene war nur ein wirrer Traum in seinem Bewußtsein. Allmählich erst erinnerte er sich der einsamen Stunden auf der Veranda, des merkwürdigen Gespräches mit der Mutter. Als ihm aber der Abschluß des letzteren einfiel, fuhr er entsetzt in die Höhe. Jetzt war ihm alles wieder klar. Er war ja gar nicht zur Gesellschaft zurückgekehrt — nach einem raschen Gang durch die abgelegensten Teile des Gartens war er in sein Zimmer hinaufgegangen, hatte sich dort eingeschlossen und bis drei Uhr mit dem Abschiedsbrief an Lucie Raumann gequält. Vier Bogen hatte er zerrissen, zweimal hatte er sich an dem prachtvollen neuen Elfenbeinsiegellack ver-

brannt und sein Goldpetschaft, worin das jüngst entdeckte Familienwappen der Grumbachs eingraviert war, reparaturbedürftig gemacht — der Brief war nicht zustande gekommen. Er mußte mit dem trostlosen Entschluß schlafengehen, daß ihm am nächsten Tage der rechte Text schon einfallen würde. Nun stand er also wieder vor dem himmelhohen Berge. Aber er mußte erstiegen werden — es half nichts — kam er diesmal nicht von der Schauspielerin los, so geschah es niemals. Er wollte auch Toni den entscheidenden Beweis seiner Kraft geben. Und nicht zuletzt regte sich wieder das Rache- und Überlegenheitsgefühl gegen die Mutter in ihm, die ihn auf völlig andern Wegen wähnte.

Er machte sich fertig, und der Brief gelang, als frische Morgenluft durchs Fenster eindrang. Schon während er sich mit der Pariser Creme wusch, einer Empfehlung Philipps, waren ihm die markantesten Stellen des Briefes eingefallen. Er brauchte das Ganze mit seiner steilen Kunstschrift nur herunterzuschreiben. Sogar das Siegel gelang, und ruhiger erhob sich Karlmann vom Schreibtisch. Eine glänzende Idee war ihm noch gekommen. Wenn er den Brief einfach mit der Post schickte, hatte er nachmittags eine Antwort von Lucie, die ihn unweigerlich zwang, sie abends zu besuchen. Er kannte ihre Machtmittel und mußte sich dagegen verschanzen. Einen Boten brauchte er für diesen Brief, einen Mittler, der jede neue Anknüpfung vereitelte und mit seiner ganzen Person für Karlmann eintrat. Konnte er einen besseren finden als Demmler? Demmler, der vor der Welt sein Kutscher war, in Wahrheit aber sein Faktotum, sein Kammerdiener, Ratgeber, zweites Gewissen? Von allen Sorgen, die ihm das Versprechen an die Mutter aufgeladen, war die Zukunft der Equipage und Demmlers eine der

schwersten. Demmler hatte ihm Pferd und Wagen gekauft, als Karlmann mit Millionärgefühlen aus Monte Carlo heimgekehrt war. Demmler war es, wenn Karlmann ganz ehrlich sein wollte, der ihm, dem Zwanzigjährigen, die wahren Lebensbegriffe der Jeunesse dorée beigebracht hatte. Der flinke Elsässer mit den blanken schwarzen Augen hatte Dienste gehabt, die ihm eine ungeheure Erfahrung im vornehmen Leben errungen. Vom Thema Weib war ihm nichts unbekannt. Er war aber delikat genug, den Schatz seiner Erfahrungen Karlmann gegenüber nur vorsichtig und mit weiser Väterlichkeit zu verwenden. Ernste Gefahren drohten ihm von diesem Spitzbuben nicht — das wußte auch Klementine, darum ließ sie ihm den Diener, der so wenig zu Karlmann zu passen schien. Immerhin war er es gewesen, der ihn zu Lucie Raumann geführt hatte. Demmler kannte die Schauspielerin lange — er war Bereiter bei Karlmanns Vorgänger, dem Grafen Erhard von Drachenstein, gewesen. Halb Mephisto, halb Leporello, überlegener Dämon und käuflicher Geselle — so ungefähr stand er, ins gemütliche Pfälzisch übertragen, neben Karlmann, wenn dieser faustisch oder juanitisch war. Als Karlmann an Demmlers Zukunft dachte, wurde ihm auch die eigne klarer. Er ließ ihn kommen. Mit großen Schritten im Zimmer umhergehend, erklärte er ihm, wozu er sich entschlossen habe. Den Abschiedsbrief der Schauspielerin zu überbringen und die rechte Antwort zu erhalten, sei Demmlers Sache. Der Kutscher machte ein sehr skeptisches Gesicht und meinte, an seinen Glacéhandschuhen bastelnd:

„Ist schon recht, Herr Rominger. Ich glaub' nur, die Antwort wird sein, daß das Fräulein Raumann mir in den Wagen steigt und sich in die Bertastraße

fahren läßt. Was soll ich da machen? Ihr gehört ja sozusagen der Wagen."

Karlmann machte eine wütende Bewegung. „Sie sind plötzlich ganz unbrauchbar, lieber Demmler!" rief er. „Was fällt Ihnen denn ein? Glauben Sie etwa, ich werde Sie mit dem Wagen zu Fräulein Naumann schicken? Sie können schon hinfahren, aber dann lassen Sie Pferd und Wagen gleich da und kommen zu Fuß zu mir zurück — verstanden?"

Jetzt merkte Demmler, daß der junge Herr tatsächlich Ernst machte. Er wußte Bescheid — eine ernsthafte, am Ende gar bürgerliche Liebschaft mußte dahinterstecken. Diese Entdeckung war ihm nicht angenehm, denn sie störte das leichte Fahrwasser und machte Leporello mehr Kopfzerbrechen als die gewagtesten Abenteuer. Aber der Weltmann bezwang sich. Er beruhigte Karlmann und stimmte ihm bei, daß es am besten sei, völlig reinen Tisch zu machen, den kleinen Mund der Schauspielerin, der bei einer Bedrohung ihrer Interessen erschreckend groß werden konnte, sofort mit fürstlichen Geschenken zu stopfen. So schwer ihm auch die Trennung von dem Rappen falle und so unwahrscheinlich es sei, jemals einen Wagen von der Eleganz des gelbseidenen wiederzufinden — man müsse sich doch davon trennen. Er persönlich bleibe ja lieber Kammerdiener als Kutscher bei Herrn Rominger; die Stallatmosphäre habe immer ein bißchen unter seiner Würde gestanden. Karlmann solle sich nur ganz auf ihn verlassen. Er werde seinen diplomatischen Auftrag bei Fräulein Naumann zur vollen Zufriedenheit des gnädigen Herrn ausführen. Karlmann hätte den Unentbehrlichen am liebsten umarmt, klopfte ihm aber nur wohlwollend auf die Schulter und wies mit

einem vielsagenden Blick nach zwei goldenen Manschettenknöpfen, die dem Kutscher schon lange besser gefielen als ihm. —

Lucie Naumann ahnte Unheil, denn es war ein probenfreier Tag, den Karlmann Rominger vorüberließ, ohne sie zur Spazierfahrt abzuholen. Gerade heute hatte sie sich auf eine Fahrt über die Weinberge und ein Souper bei Güstermann gefreut draußen auf der Neckarhöhe. Doch nun verstrichen die besten Stunden, und sie saß fertig angezogen im Vorzimmer. Wenn Karlmann kam, denn eine Verhinderung hätte er ihr mitgeteilt, so wollte sie schmollend sofort mit ihm die Treppe hinuntereilen. Wie verführerisch war sie heute — wie würde er ihren zum Wagen gestimmten gelben Hut, das rostrote Kostüm und die violetten Schuhe bewundern! Endlich fuhr der Wagen unten vor. Lucie klatschte in die Hände und erhob sich. Als sie aber mit erkünstelter Zaghaftigkeit die Tür zur Treppe öffnete, um den säumigen Geliebten einzulassen, blieb sie erstarrend stehen, denn nicht Karlmann, sondern Demmler stand vor ihr und hatte das blasse, lächelnde Gesicht eines Hiobsboten.

„Um Gottes willen!" schrie sie mit Maria-Stuart-Tönen. „Was bringen Sie! Ist Herrn Rominger etwas zugestoßen?"

Demmler schüttelte den Kopf.

„Aber Sie lächeln ja! Kommen Sie! Treten Sie ein! Sagen Sie mir alles! Haben Sie den Wagen unten? Wenn Nero durchgeht und Menschen tötet — ich kann das nicht bezahlen! Herr Sieble ist ein schwacher Greis — der kann ihn nicht halten!"

Demmler machte eine beschwichtigende Handbewegung und folgte ihr in den Salon. „Schließen Sie bitte die Türen, gnädiges Fräulein," bat er

leise. Es wurde eine spannende Bühnensituation, und Lucie befolgte die Weisung des Kutschers, halb angstvoll, halb mit Kennermiene. Als kein Lauscher mehr zu fürchten war, übergab Demmler ihr Karlmanns Brief. Sie las ihn mit stockendem Herzen. „Liebe Lucie, hochgeschätztes Fräulein Naumann! Ein Mann, der in der letztvergangenen Nacht den schwersten Kampf seines Lebens durchkämpft hat, schreibt Ihnen diese Zeilen. Sie haben immer an die Ehrlichkeit meiner Empfindungen geglaubt. Sie wissen, daß ich keine Redensart mache, wenn ich sage, daß mir das Jahr an Ihrer Seite ein unvergeßliches, liebes, herrliches Jahr war, daß es mir eine Erinnerung sein wird an den Menschen und an die Künstlerin, unauslöschlich in meinem Herzen. Eine Erinnerung, denn es ist vorüber. Ja, es ist vorüber, Lucie. Ich habe es schon lange geahnt, und jetzt weiß ich es. Ein unreifer Knabe war ich, ich verhehle es nicht, als ich zu Ihnen kam, mich Ihrer Neigung bemächtigte. Das eine Jahr aber hat mich zum Manne gemacht. Sie haben halb unbewußt daran mitgewirkt — was aber ganz bewußt seine Wirkung an mir getan hat, das Höchste, Ewige, Einzige, ich kann es Ihnen nicht sagen. Erlassen Sie es mir, raten Sie es — es ist jetzt da, es ist der Grund unsrer Trennung. Lassen Sie sich das genügen und haben Sie Dank, innigen Dank, Lucie, für das holde Spiel, den lieben Schimmer, den Sie meinem armen, einsamen Leben gespendet haben. Jetzt kommt der große Ernst! Sie verstehen mich! Ich habe es meiner Mutter geschworen, daß er endlich kommt! So müssen wir für immer scheiden. Ich weiß, weil Sie mich gern haben, werden Sie diese Scheidung ertragen und mir wohlgesinnt bleiben. Ich kenne Sie ja, Sie gute, kluge, tapfere Lucie! Nun genug. Machen Sie keinen

Versuch mehr, mich zu sprechen, irgendwie an mir festzuhalten. Es ist für uns beide das beste, wenn alles mit einem Male vorbei ist. Und als kleines Erinnerungszeichen erlauben Sie mir, Ihnen außer dem Schmuck, mit dem ich Ihre Schönheit schmücken durfte, auch den Wagen zu lassen, der unsre vielen heiteren Stunden durchs Land trug. Das Pferd gehört Ihnen selbstverständlich. Demmler war mein Diener und bleibt mein Diener. Ein letztes Lebewohl noch! In treuer, freundschaftlicher Gesinnung Karlmann Rominger."

Der Kutscher stand regungslos, während die Schauspielerin den Brief las. In seiner feisten Miene zeigten sich eisige Diskretion und forschende Neugier. Er war ein Kenner, er hatte schon manche Abschiedsszene mitgemacht — die Reihenfolge, in der sich Verzweiflungsstadien abzuspielen pflegten, war ihm wohlbekannt. Zuerst kam wieder das Zusammenbrechen in den Fauteuil, der bei solchen Gelegenheiten immer dastand, ein Schluchzen schüttelte die schöne Frau, ein Verbergen des Antlitzes in ringgeschmückte Hände folgte, aber das letztere dauerte dieses Mal nicht lange. Früher, als er berechnet hatte, fuhr Lucie Naumann auf und schleuderte ihm das Briefkuvert ins Gesicht — es tat empfindlich weh, denn Demmler konnte nicht mehr ausweichen. Sofort brach nun die Exaltation los.

„Er macht keine Redensarten? Aus Redensarten seid ihr ja zusammengesetzt, ihr herzlosen, undankbaren, unbarmherzigen Gesellen! Leugne es doch, du Bedientenseele!" Sie sprang auf und tat ein paar Tigerschritte auf Demmler zu.

Dem Kutscher fiel es weder ein zu leugnen noch überhaupt etwas zu antworten. Er machte ein überlegen objektives Gesicht und lehnte jede Verantwortung ab.

Lucie schüttelte recht bedenklich die geballte Faust vor seiner Nase. „Dieses Komplott!" schrie sie. „Dieses Komplott! Sie sind doch seine Kreatur, Sie wissen doch alles, Sie hat er geschickt mit dem Wagen, wie zum Hohn — er hat sich selbst nicht hergetraut, der Held! Ein Briefchen — das ist alles! Das übrige besorgt der kluge Demmler, nicht wahr?! Oh, ich kenne das! Sie haben ja schon einmal so vor mir gestanden! Sie haben sich schon einmal zu dieser Henkersarbeit hergegeben! Der Graf hat Sie zu mir geschickt! Das haben Sie wohl dem kleinen Rominger erzählt? Lächeln Sie nicht, sonst erwürge ich Sie!"

Der Kutscher warf ihr einen warnenden Blick zu, der ihr zeigen sollte, daß er nichts zu fürchten habe. Die Hände ringend, schritt Lucie Naumann im Zimmer umher. Der Hut war ihr durch die heftigen Bewegungen vom Kopf geglitten. Wie in den wirksamsten Augenblicken auf der Bühne ging ihr zum Schluß ihrer Rede die Stimme aus. „Ich armes, verlassenes Geschöpf! Alles habe ich hergegeben, meine ganze gewaltige Liebe, und jetzt verabschiedet er mich wie ein Nähmädchen! Weshalb? Er hat seiner Mutter geschworen —? Lächerlich! Seine Mutter pfeift auf Schwüre, der ist der Ernst des Lebens wurst, der große Ernst! Wer weiß, ob Karlmann des Professors Kind ist! Nein! Ich lasse mir nichts vormachen! Warum gibt er mich preis, mich, mich, die einen Prinzen abgewiesen hat um seinetwillen? Um ein verwöhntes Püppchen ohne Namen, ohne Beruf, ja ohne Geld? Ein Nichts ist dieser Herr Karlmann, bei Licht besehen — nur was der liebe Gott ihm gab, das bißchen Jugendfrische, das ist was! Das wird bald hin sein! Aber eines will ich noch wissen! Eines muß ich noch wissen! Sie sind seine Kreatur

— leugnen Sie nicht, Demmler, wenn Ihnen Ihr Leben lieb ist — ich lasse Sie nicht aus dem Zimmer!"

Jetzt wagte Demmler etwas, als ihm die Rasende gar zu nahe kam. Er versetzte ihr einen unsanften Stoß und wußte, daß er dadurch nicht ihren Revolver auf sich lenkte, sondern sie segensreich abkühlte. Sie starrte ihn auch wirklich nach seinem Wagnis wie ein hilfloses Kind an, und im nächsten Augenblick brach sie wimmernd in die Knie.

„Erbarmen!" rief sie. „Ich kann nicht leben, wenn ich nicht weiß, wer mich um ihn gebracht hat!"

Demmler wandte sich zur Tür. „Wenn Sie fähig wären, mich anzuhören, gnädiges Fräulein —"

„Ja! Ja! Verzeihen Sie mir alles!"

„Ich schwör' Ihnen, ich hab' keine Ahnung von der Dame, die Sie meinen."

„Mensch!"

„Ich weiß nichts. Ich bin selber heut vollkommen davon überrascht worden."

„Aber Sie werden sie mir nennen, wenn Sie wissen —?"

„Wie komm' ich denn dazu? Was fällt Ihnen ein, mir so etwas zuzumuten? Ich bin ein ehrlicher Bedienter, weiter nichts —"

„Oh!"

„Ich hab' Ihnen den Brief meines Herrn übergeben, und nun richt' ich auch noch den übrigen Auftrag aus. Ich führ' jetzt Pferd und Wagen auf den Hof — der Sieble kann ja damit umgehen, der soll für einen Stall sorgen. So. Es tut mir leid, daß ich Fräulein Naumann solche Unannehmlichkeiten hab' bereiten müssen — aber ich hab' lediglich meine Pflicht getan. Empfehl' mich, Fräulein Naumann."

Er verschwand. Noch eine halbe Stunde hockte die Schauspielerin auf dem Teppich ihres Salons — dann erst erhob sie sich gebrochen, krampfhafte Schluchzer erschütterten sie noch, Karlmanns Brief lag zerknüllt am Boden. Langsam schleppte sie sich zum Fenster. Da sah sie den alten Sieble unten auf dem Hof stehen, wie er mit einigen Nachbarsleuten den silbergeschirrten Rappen und die gelbseidene Kutsche bewunderte. Sie tuschelten wohl schon voll Schadenfreude über die Verlassene und sahen mit Recht ihr Blutgeld in dem herrlichen Geschenk. Aber herrlich war es. Jetzt erst, da Karlmann nicht mehr kam, begriff sie seinen Wert. Sie wollte es natürlich sofort verkaufen, die Erinnerungen an den Treulosen nicht mehr sehen. Oder sollte sie es ihm nicht lieber sofort zurückschicken? Auch das Kollier und die Armbänder? Nein! Sie wollte zum Unglück nicht auch noch die Dummheit fügen. Solch armes, verlassenes Theatermädchen mußte festhalten und ausnutzen, was ihr blieb. Oh, sie wollte überhaupt von jetzt an nur noch kalt berechnend, erbarmungslos für ihren Vorteil leben. An nichts mehr glauben, an nichts! Es war ein kleines Vermögen, Equipage und Schmuck. Oh, der lange Tag, der nun vor ihr lag... Wie war sie müde geworden durch die furchtbare Aufregung! Wie war sie einsam! Was fing sie an? Sollte sie an ihre Mutter schreiben? Nein. Da lag ja noch ein andrer Brief auf dem Schreibtisch, der beantwortet werden mußte. Die Einladung der Münchner Intendanz zum Gastspiel auf Engagement. Jawohl, sie zögerte nicht mehr. Jetzt war ihr ein Zeichen gegeben worden. Friedrichsburgs Staub schüttelte sie von den Füßen — dieses elende Philisternest. Nach München ging sie. Die Medea spielte sie dort, zum erstenmal die Medea. Und der alte Fürst Hasselberge? Der lebte ja in München. Dem war

sie immer willkommen ... Lucie Naumann saß bis zum Abend am Schreibtisch und schrieb drei Briefe. Einen an die Münchner Intendanz, einen an eine vornehme Pension und einen an den Fürsten — der bekam den längsten. —

Karlmann erwartete Demmlers Botschaft im Hotel Royal, wo er zu seiner Freude das kleine, zum Schloßplatz hinausgelegene Eckzimmer unbesetzt gefunden hatte. Chablis schlürfend, sah er träumerisch auf die alten Lindenbäume hinaus, deren Kronen das Reiterstandbild Augusts des Siegreichen umgaben — der Lärm der verkehrsreichsten Ecke Friedrichsburgs, Schloßplatz und Großherzog-Friedrich-Straße, tönte nur in halben Lauten zu ihm hinauf. Karlmann war ganz ruhig geworden. Dem Verhör der Mutter war er glücklich entgangen, denn Klementine war heute schon frühzeitig nach Annashorst aufgebrochen, wo unter dem Protektorat der Großherzogin ein Wohltätigkeitsbasar stattfand. Klementine Rominger verkaufte dort Stickereien und bemalte Holzteller, zum Teil Arbeiten ihrer eignen kunstfertigen Hände. Martha, das Stubenmädchen, die Karlmann auf seiner Mutter Befehl wie ein Detektiv bewachte, hatte ihm versichert, daß die Gnädige heute frühestens um acht Uhr heimkommen würde. So konnte er also das schwierige Kapitel Lucie durchführen, ohne von der Mutter gestört zu werden. Als er sich eben der Kaviarsemmel zugewandt hatte, die ihm Alfons, sein vertrauter Oberkellner, serviert, öffnete sich die Tür, und Karlmann blieb der Bissen im Munde stecken. Nicht Demmler erschien, sondern in heiterem, vertraulichem Gespräch als offenkundige Freunde — Franz Otto Braumüller und Freiherr von Biegenau. Das hatte ihm gerade gefehlt. Karlmann wurde ganz blaß vor Wut. Wie peinlich und lächer-

lich zugleich war der Zufall! Mußten diese beiden Esel, diese Schwiegersöhne, diese Schwäger in spe sich ausgerechnet seinen lieben Schlupfwinkel im Hotel Royal zum Katerfrühstück aussuchen. Und wie grotesk war es, die beiden aus den verschiedensten Welten Hergekommenen so plötzlich zusammengekuppelt zu sehen! Auch dies war das Werk der Mutter. Sie konnten einander ganz gewiß nicht ausstehen, Biegenau verachtete Braumüller und Braumüller Biegenau — aber der gestrige Abend hatte sie zu Kollegen gemacht, sie mußten jetzt miteinander auskommen, sie verstanden sich instinktiv und vertuschten ihr Verständnis. Höchstwahrscheinlich hatte der geldklamme Baron eine protzige Frühstückseinladung des Fabrikanten angenommen und erlaubte ihm nun, mit französischem Sekt ihren Schwagerbund zu feiern.

An eine Flucht war nicht mehr zu denken. Braumüller entdeckte Karlmann sofort und stiefelte entzückt auf ihn zu. „Das is ja reizend!" rief er heiser. „Dieser Zufall! Herr Karlmann! Wir setzen uns doch zusammen, nich wahr! Ich darf mir doch erlauben, auch Sie zu einem kleinen Dejeuner einzuladen —!"

Braumüller stockte, denn er glaubte es gut zu machen und sah den Mienen der beiden andern an, daß er sofort eine Taktlosigkeit begangen hatte. Der Baron zog die Augenbrauen hoch, als er vor dem Kellner als Freigehaltener bezeichnet wurde, und Karlmann erwiderte ziemlich schroff: „Ich danke — bin schon dabei, wie Sie sehen." Franz Otto tat, was ihm in jeder Verlegenheit übrigblieb — er rieb seine feisten Hände und lächelte verbindlich. Es half nichts — Karlmann konnte nicht fort und mußte die beiden an seinem Tische Platz nehmen lassen. Mit halben Ohren folgte er ihrem

Geschwätz. Marions Verlobter fing einen Hymnus auf das Haus Rominger an, begann bei der Großmutter und endigte bei dem Gärtnerburschen. Elsas Erkorener flocht feierliche Lobsprüche auf das tadellose Essen, die tadellosen Weine, die tadellosen Gäste ein. Als Karlmann nicht einmal auf das ihm selbst Gespendete reagierte und nervös immer wieder zur Tür sah, hielt Braumüller es für richtig, auf anderm Wege sein Herz zu erobern. In der Haltung eines bewegten Tischredners, das Sektglas in der Hand, sprach er, nur noch zu Karlmann gewandt, mit leiser Stimme von Marion. Und seltsam — mochte sein eignes, durch Trennung und neues Hoffen erschüttertes Gemüt die Ursache sein, mochte der Geschäftsmann in seinem soliden Zukunftsglauben doch ein paar tiefere Töne finden — Karlmann verschloß sich ihm weniger als zuvor. Er stieß sogar errötend mit ihm an, und während seine Augen von Braumüller zu Biegenau glitten, stellte er insgeheim fest, daß der Berliner unbedingt der Sympathischere war. Er fürchtete jetzt viel weniger für Marion als für Elsa. Aus den harten grauen Augen des Rittmeisters wollte kein Funke mehr kommen. Sein Mitgefühl galt sicher einem teuren Rennpferd mehr als seinem angetrauten Weibe — Gemütsproben konnten bei dem dürren Pferdekenner böse fehlschlagen. Einzig seine aristokratische Haltung gab Gewähr. Bei Braumüller nicht Verständnis, nicht Leidenschaft — wie sollten auch solche Edelgewächse aus der Kartoffelerde kommen? Aber eine kleinbürgerliche Zuverlässigkeit und ein rührender, Karlmann fast schmeichelnder Stolz auf das endlich errungene, hoch über ihm stehende Mädchen.

Endlich schob sich Demmler bescheiden ins Zimmer. Karlmann stand auf und entschuldigte sich bei den Zechern, die nun mit einem ergiebigeren Dritten,

dem Sekt allein blieben. In den Schloßplatzanlagen wanderten Herr und Diener umher. Karlmann war von Demmlers Schilderung zu bewegt, um schon zur Freude über die gelungene Trennung zu gelangen. Auch wurde ihm in dieser schönen Nachmittagsstunde, da die vornehme Welt in den Stadtpark hinausfuhr, noch einmal ganz bewußt, was er an Lucie Raumann aufgab, wie stark ihre duftigen Reize noch in ihm lebten. Aber er belobte Demmler und entließ ihn reichbeschenkt. Als er eilig zur Johanneskirchgasse hinübergehen wollte, wurde er aus einer vorüberrollenden Droschke angerufen. Erschrocken sah er, daß er seiner Mutter in den Weg gelaufen war.

„Na, Karlmännle, so tiefsinnig?!" rief sie und ließ den Kutscher halten. Sie sah jung und blühend aus, so hatten sie das Menschengetriebe des Basars und ihre Erfolge angeregt. Ein wenig zu jugendlich war ihre Toilette, aber das störte Karlmann nicht, es machte ihm die Mutter nur etwas fremder. „Komm! Steig ein! Aber ja, ich will's! Du wirst mir doch nit davonlaufen!"

„Mama, ich will in den Klub, ich möchte noch gar nicht nach Hause."

„Schad't nix! Brauchst auch nit! Der Kutscher fährt uns bis zum Josephsberg und dich nachher in die Kirchgasse — ich steig' den lumpigen Hügel hinauf, das tut mir gut nach all dem Sitzen."

„Wie töricht, Mama — um meinetwillen — Dein Asthma —"

Es war nichts zu machen. Sie zog ihn kräftig hinein und fuhr mit ihm davon. Nachdem sie ihm hundert Dinge, die ihn nicht im mindesten interessierten, von dem Basar erzählt hatte, fragte sie unvermittelt, was denn mit Lucie Raumann sei. Ob er sein Versprechen von gestern abend gehalten

habe? Es klang nur wie ein neues Gesprächsthema, sie konnte keinen tieferen Ton dafür aufbringen, der Gesellschaftsdämon hatte sie zu lange in den Klauen gehabt. Karlmann überlief es, aber er fand durch ihre herausfordernde Leichtfertigkeit die richtige Antwort. Kalt und fest erwiderte er, daß er selbstverständlich heute mit der Schauspielerin für immer gebrochen habe. Irgendwie weiter Rede stehen würde er aber der Mutter in dieser Angelegenheit nicht.

Sie wehrte mit zärtlichem, befriedigtem Lächeln ab. „Aber nein! Nein, nein! Was meinst denn du! Ich will ja auch gar nix mehr wissen! Das genügt mir vollkommen! Ich begreif' ja, daß dir noch das Herz weh tut, mein armer Bub! Aber du wirst es schon bald merken, wie heilsam das ist, so einen männlichen Entschluß zu fassen! Na, Gott im Himmel sei Dank! Man kann sich also auf Karlmanns Wort verlassen! Und nun versprich mir noch eins, mein Goldbub!"

„Was, Mama? . . ."

„Mach' morgen endlich den Besuch bei den Gieblers! Die Mali ist so ein grundgescheites, liebes Mädel! Du kennst sie noch viel zu wenig! Die Leut' legen den höchsten Wert darauf, daß du dich endlich mal blicken läßt!"

„Mama —"

„Hast du mich nit verstanden?"

„Vollkommen, Mama. Aber versprechen kann ich dir heute nichts."

„Nein, nein, Liebling, ich kann mich ja hineindenken — du bist noch etwas menschenscheu. Aber übermorgen — du tust mir die Wohltat, gelt?! Und nun darfst du aussteigen. Ich hab' Kopfweh — ich fahr' doch hinauf."

Als er endlich allein war, stürmte Karlmann

zur Stadt zurück. Zorn und Schadenfreude, Selbstgefühl und tollkühne Hoffnung erfüllten ihn. Zu den Gieblers ging er nie — o nein! Die Mutter sollte seine wahren Vorsätze bald begreifen. Gingen da nicht die Gieblerschen Damen auf der andern Seite der Großherzog-Friedrich-Straße? Reckten sie nicht die Hälse zu ihm herüber und erwarteten seinen bedeutungsvollen, überschwenglichen Gruß? Jetzt oder nie! Er brüskierte sie, das öde, spekulative Gesindel. Steif und kühl, als wäre er ihnen niemals nähergetreten, zog Karlmann den Hut und ging vorüber. Wie die Damen reagierten, konnte er nicht mehr sehen, blieb aber möglichst gleichgültig am Schaufenster der Lehmannschen Hofbuchhandlung stehen. Eine neu ausgestellte Broschüre fesselte seine Aufmerksamkeit. „Wie rafft' ich mich auf . . ." lautete der Titel, und der Verfasser hieß Johannes Rollfink. Er kannte das neueste Werk seines Vetters noch nicht, ging aber sofort in den Laden und kaufte zwei Exemplare. Eines davon behielt er selbst, das andre ließ er an Fräulein Antonie Tränkle, Marktplatz 7, schicken. Eine Visitenkarte hatte er, nur für die Leserin entdeckbar, mitten zwischen die Blätter geschoben. Mit Bleistift war darauf gekritzelt: „Besserungsbericht vom zwanzigsten Mai: Fräulein Lucie Raumann ist nur noch eine talentvolle Komödiantin des Hoftheaters für Ihren zielbewußten, immer ergebenen Karlmann."

VI

Toni las die halbe Nacht in dem Buche, das sie mit Mühe vor Hildas Neugier gerettet hatte. Das erstemal verschlang sie es, das zweitemal las sie es Wort für Wort, das dritte- und viertemal studierte

sie die schönsten, tiefsinnigsten Stellen. Etwas gar zu tiefsinnig war das seltsame Buch für ihren schlicht gesunden Sinn, und Karlmann ahnte nicht, wie aufwühlend, ruheraubend diese Lektüre für ein Mädchen wie Toni wurde. So wunderschön sie nämlich das Ganze fand, eine dithyrambische Bekenntnisphilosophie, mehr Dichtung als Wissenschaft — es blieb doch etwas Dunkles und Fremdes darin, dem sie nicht auf die Spur kam, soviel sie sich auch mühte. Es war aber der Schlüssel zu all dem Mitleiden, Verehren, Zustimmen, das ihr der Verfasser erweckte — sie fühlte es klar. Dankbar für das Begreifliche, beschloß sie endlich, Karlmann nach dem Unlösbaren zu fragen. Sie konnte nicht einschlafen, nachdem sie das Licht gelöscht hatte. Als draußen schon der Morgen graute, tönten noch die machtvollen Schlußsätze des Buches in ihr nach, und Karlmann sprach sie, Karlmann — sie wußte es. Er hatte sich den Läuterungsprozeß des unbekannten Dichters zu eigen gemacht — ein wenig davon jedenfalls. Auch er war jetzt auf einem hohen, zum Ziel führenden Wege. „Wie rafft' ich mich auf ..." Sie jauchzte leise in ihr Kopfkissen hinein. Hatte sie nicht großen Teil an seiner Lebenswende? Sie, nur sie! Und besonders freute es sie, daß er den Worten auf der Visitenkarte nicht die Bitte um ein Zusammentreffen angefügt hatte. So war es ihm also ganz ernst — allein, ohne Abirren, ohne Gefährdung ihrer geliebten Person, wollte er seinen Weg gehen. Erst wenn er am Ziel stand, sollte der ganze, unfaßbare, unendliche Lohn kommen ... Sie warf sich zum Fenster herum. Es war halb offen, und der Frühwind bewegte die Vorhänge. Ein feiner, rötlicher Schein lag auf dem Linnen — der Tag war da. Schon sangen die Amseln in den Marktbäumen. Toni sprang aus dem Bett. Sie hatte nicht geschlafen,

aber das tat ihrem Reichtum nichts. Sie sah frisch aus wie nach vielen Schlummerstunden.

Das Buch trug sie beständig bei sich. Zerstreut gab sie heute ihren Turnunterricht in der Sophienschule — beklommen sah sie in der Privatstunde nachmittags Karlmanns Schwestern vor sich stehen. Sie starrte die beiden, während sie in zierlichen Höschen Kniebeuge machten, so gedankenvoll an, daß Marion und Elsa schließlich das Lachen bekamen. Sie erklärten, daß sie keine Lust hätten, für ihr ganzes ferneres Leben in der Kniebeuge zu bleiben, zogen sich mit hochmütiger Miene um und verließen den Turnsaal. Toni war heftig erschrocken. Was mochten die Damen von ihr denken? Sie beschloß, sich brieflich sogleich zu entschuldigen, und ging dann in den Stadtpark hinaus. Luft wollte sie schöpfen, nur noch an den lieben, lieben Mann denken. Seltsam — als sie um die Hirschengruppe auf dem großen Rondell herumging, kam Karlmann langsam auf sie zu. Er war es wirklich, der gemeinsame Weg ihrer Seelen mußte auch ihn um diese Stunde hierhergeführt haben. Sie sahen sich lange nur an, ohne ein Wort zu sprechen. Dann gingen sie nebeneinanderher und scheuten nicht die Menschen, die ihnen begegneten. Sogar den belebten Kinderspielplatz mied Toni nicht, und als sie Onkel Mohr mit Anastasius auf einer Bank sitzen sah, wurde sie gar nicht unruhig, sondern entschuldigte sich bei Karlmann für einen Augenblick und begrüßte ihren Onkel.

Benjamin Mohr war ein kleiner, mausgrauer Deutschamerikaner mit tiefgerunzelter Stirn und spiegelglatter Glatze. Er sah über sein Pincenez hinweg forschend, aber wohlwollend die etwas verlegene Nichte an und zupfte an seinem spitzen Bärtchen. Anastasius, sein fünfzehnjähriger Sohn, saß

neben ihm, wie stets in der schlaffen, fast leblosen Haltung einer Puppe. Die armen, dünnen Gliedmaßen hingen wie ausgeschaltet an seinem eingesunkenen Körper, der schwere Wasserkopf neigte sich müde nach links. In den großen, braunen Augen war ein schöner, sinnender Ausdruck — freilich immer derselbe. Die abgezehrten Kinderhände malten mit dem Krückstock Kringel in den feuchten Sand. Ob er die spielenden Kinder vor sich sah, ob er ihr Laufen verfolgte, ihr Lachen hörte, war nicht zu erkennen. Nur sein Vater kannte die leisen Regungen dieses verflackernden Gemütslebens. Für ihn war er weder imbezil noch überhaupt zurückgeblieben, und Benjamin Mohr war ein Mann, der das Leben nie mit Träumeraugen gesehen hatte.

„Gehst spazieren, Toni?" fragte er mit seiner harten Stimme, nachdem er einen schnellen Seitenblick auf Karlmann Rominger geworfen.

„Ja, Onkel," erwiderte Toni mit einer Unbefangenheit, die sie selbst in Erstaunen setzte. „Grüß dich Gott, Anastasius," fügte sie dann hinzu und strich dem armen Jungen zärtlich über das kurzgeschnittene Haar.

„'s ist ja schön heut. Wann kommst denn wieder zu mir, um die große geschäftliche Angelegenheit zu besprechen? Bitte, ich steh' zu deiner Verfügung." Onkel Mohr meinte die Gründung der orthopädischen Anstalt, die er für Toni ins Werk setzen wollte, und die Nichte gab ihm in warmer Dankbarkeit die Hand.

„Ach, Onkel — ich freu' mich ja so darauf."

„Hm . . ." Er wollte wieder einen Seitenblick auf Herrn Rominger werfen, bezwang aber den mißtrauischen Philister in sich, und Toni rechnete ihm diesen Freisinn hoch an. Sie brauchte von Onkel Mohr keine Zwischenträgerei zu fürchten. Ablenkend

deutete der Onkel auf seinen Sohn hin — er tat es so vorsichtig, als ob der Verblödete die leiseste Regung, die sich mit ihm beschäftigte, merken könnte. „Siehst du, was er da macht?“ fragte er, ohne seine Stimme zu dämpfen, denn Anastasius war taubstumm.

„Er zeichnet ja so schön mit dem Stock!“ sagte Toni, die wußte, wie gern der Vater das hörte.

„Ich sag' dir, es liegt etwas Geniales in seinem Zeichnen. Da schau her — ich hab' immer mein Notizbuch daneben und kopier' gleich, was ihm einfällt. Denn das sind die ersten, primitivsten Äußerungen des menschlichen Geistes. Interessant — wie? Das bringt der raffinierteste Künstler nit zusammen. Wenn du dir das ganze Büchl da anschaun tätst, würdest du erst begreifen, was in solchem verkannten, verleumdeten Kopf alles vorgeht. Da könnt' manch' Studierter froh sein, wenn er ein Zehntel davon hätt'. Interessant — wie? Genau die gleiche Geschicht' ist's mit seinen Gedichten. Jawohl, er macht Gedichte — ich muß sie dir mal zeigen. Du bist die einzige, der ich sie zeig'. Da ist in wenig Worten die ganze Natur drin. Interessant — wie? Und alles kommt von dem, was ich ihn gelehrt hab'. Den Lehrer aus der Anstalt hab' ich 'nausgeschmissen — der hätt' den armen Jungen nur unglücklich gemacht. Ich bin jetzt sein Lehrer, ich weiß, was er wissen will, und wie er's verarbeitet. Das ist meine Lebensaufgab'. Interessant — wie?“

„Ja, Onkel, freilich,“ erwiderte Toni mit zitternder Stimme. Sie betrachtete Anastasius eine Weile und sagte dann: „Du wirst dein Geschäft wohl bald aufgeben — gelt? Du bist doch so vermögend und —“

„Ach ja, ach freilich ... hab' genug ... Was

kümmern mich die überseeischen Hölzer? Ich hab' hier meinen Jungen! Daß aus dem was wird — das ist die Hauptsach', Toni."

„Das mein' ich auch. Und mir erlaubst du doch, daß ich meine Versuche mit dem neuen Apparat wieder anfange? Ich glaube bestimmt, daß ich's dazu bringe, daß der Anastasius ein bißl besser geht."

„Gewiß, gewiß ... Erlaub' dir's ... Aber laß dich jetzt nit länger stören. Auf Wiedersehen, Toni! Hat mich sehr gefreut!"

Er winkte mit weltmännischer, erkünstelter Frische, und Toni, die Tränen in den Augen hatte, eilte Karlmann nach. Er war schon die Ahornallee hinaufgegangen.

„Na?" fragte er lächelnd. „Strenges Verhör zu bestehen gehabt?"

Sie schüttelte eifrig den Kopf. „O nein! Onkel Mohr ist ja solch vornehmer, diskreter Mensch!"

Zu dieser Behauptung äußerte Karlmann nichts. Sie gingen eine Weile schweigend weiter, dann fragte er sie, wie ihr das Buch gefallen habe. Seine Frage klang eigentlich etwas leicht für das große Erlebnis der Nacht, und sie konnte nur stammelnd Antwort geben. „Oh — wundervoll — ganz unglaublich gut hat mir's gefallen — aber —"

„Aber?"

„Ich versteh's halt manchmal nit."

Sie sagte es ganz traurig, und er lachte hellauf. „Das ist köstlich! Aber das sind die besten Bücher, die man manchmal nicht versteht!"

Toni wußte nicht recht, wie Karlmann das meinte, zog aber entschlossen das Buch aus der Tasche und zeigte ihm mehrere Stellen, die sie mit Bleistift angestrichen hatte. Auch er hatte die Broschüre gestern abend noch gelesen, da es ihm, wie er sagte, ein beruhigender Genuß war, dasselbe wie

sie gleichzeitig in sich aufzunehmen. Ob sie denn auch ebenso an ihn beim Lesen gedacht hätte?

„Ja," erwiderte sie treuherzig, „aber erst nachher."

Abermals lachte er, und sie warf ihm einen bittenden Blick zu. Sie wünschte ihn ernster. Da sah er sich rasch um, und plötzlich hatte er sie geküßt. Es brannte ihr heiß auf der Wange, sie starrte schweratmend in die weißen Blütentrauben der Akazie hinauf, unter der sie standen. So kämpfte sie gegen das entfachte Feuer und wünschte im innersten Herzen, er sollte es auch. Ernster, ernster wollte sie ihn jetzt. Und doch — sie hätte ihm viel tausend Küsse geben mögen. Die Quelle war allzu reich. Durften sie nicht endlich daraus schöpfen, die armen, ermüdeten Menschen? Sie sah auf das Buch hinunter, das ihre zitternden Hände hielten, und Tränen traten ihr in die Augen. Er sah es. „Verzeih mir," sagte er leise. Das erste Du wollte zutage. Sie ließ es geschehen. Sie nahm sogar seine feine rechte Hand, und plötzlich, zwischen Weinen und Lachen, zog sie sie zum Munde und drückte einen heißen Kuß darauf. Es war Anbetung und feuriger Genuß in der Berührung ihrer keuschen Lippen. Regungslos, mit hämmernden Pulsen ließ er ihr die Hand und sah sie an. Es lag eine wundersame Schönheit in seinen Augen, wenn er so blickte. Der blaue, deutsche, blütenreine Jünglingsblick — er war ihm noch gegeben. Die Glut der Unterwelt, des Dämons Leidenschaft lag eher in dem ihrigen — sie traf ihn einen Moment, sie kündete schrankenlose Hingabe — einst — wenn alles wahr sein sollte, einst. Er erschauerte. Jetzt wußte er — ihm gehörte ein Menschenleben.

Stimmen von Spaziergängern kamen näher. Er faßte sich und zog sie fort. In den rosigen Abend-

himmel blickten sie auf; sie gingen am Rande einer Waldwiese, Arm in Arm. Halb unbewußt, zum erstenmal. Karlmann begann wieder von Johannes Rollfinks Buch zu sprechen. Einige der angestrichenen Stellen las er mit ihr und erklärte sie ausführlich.

„Spricht er denn eigentlich von seiner Frau? Ist Stella immer seine Frau?" fragte sie behutsam, als ob sie sich eine Blöße zu geben fürchtete.

„Gewiß," erwiderte er ernsthaft. „Ich kann es nicht anders auffassen. Mag sein, daß ich da etwas klarer sehe, weil ich von der Person des Autors weiß . . ."

„Du kennst ihn?!" fragte sie eifrig, und ein lächelnder Schreck kam auf ihre Züge — wie leicht fiel ihr das erste Du.

„Persönlich kenn' ich ihn kaum, aber Johannes Rollfink ist mein Vetter —"

„Dein Vetter? . . ."

„Ja — das interessiert dich wohl? Er hat vor einem Jahr geheiratet — Eva Ben Nastir, deren Vater ein ägyptischer Kaufmann war. Ihre Mutter war Deutsche."

„Wie sonderbar! Er muß sie doch ganz wahnsinnig liebhaben — und doch — er spricht von ihr, als hätt' er sie kaum gesehen."

„Ich glaube, er hat sie nie gesehen."

„Nie? Seine eigne Frau? Wie kann das sein?"

„Weil er blind ist."

Toni blieb stehen. Diese Mitteilung wirkte so stark auf sie, daß Karlmann ängstlich nach ihrer Hand griff. Mit schweren, leise bebenden Zügen sah sie wieder das Buch an. „Blind?" sagte sie mit einer wundersam weichen Stimme, die er nie in ihrem kernigen Wesen vermutet hatte. „Blind ist er? . . . Ja, nun versteh' ich alles. Gib mir das Buch,

Karlmann. Jetzt werd' ich's erst richtig lesen. Verzeih mir, daß ich dich so viel gefragt hab'. Ich konnt' es ja gar nit verstehen. Oh, das ist ein gewaltiger Mensch, Karlmann."

Er nickte demütig. „Gewiß ... Ich möchte ihn sehr gern kennen lernen. Er lebt ganz abgeschlossen mit seiner jungen Frau in einem Vorort von München."

„Warum reist du denn nit einmal hin? Wie ich dich jetzt kenne — die Kämpfe, die du auszustehen hast — wo kannst du denn was Besseres drüber hören als bei dem Mann, der das Buch geschrieben hat?"

„Ich glaube, du hast recht. Rollfink hat uns aber immer gemieden. Meine Eltern kennen ihn auch nur wenig, und von der Frau wissen wir so gut wie gar nichts."

„War er denn immer blind?"

„Nein, er ist es erst in Ägypten geworden. Dort hat er jahrelang als Ingenieur gelebt. Denn eigentlich ist er Erfinder."

„Erfinder?"

„Ja, er hat ein System der Fernphotographie erfunden und beschäftigt sich jetzt mit einem Flugapparat."

„Als Blinder?"

„Ja."

„Und die Frau? Die Frau muß doch bei alledem ganz kräftig und heiter sein? Wie schade, daß kein Bild von ihr in dem Buch ist!"

„Das ging doch nicht ..."

„Nein, nein. Hast recht. Verzeih! Das war dumm. Es ist ja grad so schön, das Unbestimmte. Ich wußt' ja nit einmal, daß er von seiner Frau spricht."

Am Klarasee blieben sie stehen und sahen dem

schwarzen Schwan zu, der einsam, als ob er von seiner fernen Heimat träumte, durch das Friedrichsburger Wasser zog.

„Wie rafft' ich mich auf?" flüsterte Karlmann.

„Was meinst du — ob der auch so häßliche Beine hat wie die andern Schwäne, wenn er aus dem Wasser steigt?" fragte Toni, auf den schönen, stillen Vogel deutend.

Er hatte eine andre Antwort erwartet, die stimmungsvoll an den von ihm geflüsterten Titel anknüpfte, und zuckte ein wenig zusammen. Zugleich aber fühlte seine Selbstkritik mit Genugtuung, daß Toni niemals sentimental wurde. Die Klippe seines Wesens, etwas Tiefes und Großes durch Reflexion seicht werden zu lassen, sah er glücklich wieder umschifft. Er lächelte, denn ihm fiel ein, wie seine Schwestern beim Anblick des einsamen Schwans in Vergleichen mit dem blinden Erfinder geschwelgt hätten. Dankbar sah er sie an. „Ich weiß nicht," antwortete er. „Aber möglich ist es . . . Innerhalb und außerhalb des Wassers schön sein ist eine schwierige Sache. Aber nun komm, Toni. Heute ist Samstag — das macht sich wieder bemerkbar. Ekelhaft viel Plebs ist unterwegs."

Erstaunt sah sie sich um. Für harmloses Spaziervolk war ihr der Ausdruck, den er brauchte, gar nicht geläufig. Sie sah ihresgleichen darin und maß sich keine höheren Rechte zu. Da Karlmann aber sehr nervös wurde, ging sie rasch mit ihm in eine Seitenallee. Auch hatte sie eben noch eine Beobachtung gemacht, die ihr nicht angenehm war. Ihre mitteilsame Art konnte sie nicht lange zurückhalten. Sie fragte Karlmann, ob er denn gesehen habe, daß unter den lustwandelnden Soldaten mit ihren Liebsten auch das Stubenmädchen seiner Mutter, an der Seite

eines langen Kürassiers, gewesen sei. Erschrocken sah sie, wie er sich verfärbte.

„Martha?“ rief er schrill. „Dieses niederträchtige Frauenzimmer? Diese Spionin?!“

„Aber Karlmann!“

„Du hast keine Ahnung — jetzt sind wir geliefert!“

„Was? ...“

„Morgen weiß es meine Mutter!“

„Läßt die sich denn von ihrem Dienstmädel erzählen —?“

„Selbstverständlich! Sie hat sie ja zu meinem Aufpasser ernannt! Das Scheusal wird ja selig sein —!“

„Reg dich nit so auf. Das ist mir wurst. Was alle sehen können, mag die auch sehn. Nein, Karlmann — daran darfst du dich jetzt nit kehren. Auf eine Auseinandersetzung mit deiner Mutter mußt du ja doch gefaßt sein, gelt? Nun kommt sie halt ein bißl früher — das hat dich überrascht.“

„Ja, ja ... verzeih ... du hast natürlich wieder recht ... Ich bin jeden Augenblick bereit, für meine Schritte einzutreten ... jeden Augenblick ... Mir fielen nur bittere Erfahrungen von früher ein. Eine Frechheit ist es übrigens von der Person, am Samstagabend mit einem Soldaten spazierenzulaufen.“

„Warum denn ... Sie hat wahrscheinlich ihren Ausgang heut.“

„Glaubst du, daß sie uns gesehen hat?“

„Ich weiß nit, Karlmann. Aber ich fürcht' mich ja auch nit vor meinem Onkel. Überhaupt — ich könnt' mir reichlich so viel Sorgen um meine Leut machen wie du dir um deine ... Weiß Gott ... Aber ich will's halt nit. Ich bin drüber weg. Nun sei du's auch — ich bitt' dich, Karlmann!“

Sie blieb vor ihm stehen und sah ihm mit ruhiger Reife in die erregten Augen. Da zog er sie aufs neue an sich, küßte sie stürmisch auf beide Augen und den erbebenden Mund — dann eilte er der Stadt zu. —

Klementine entdeckte, noch bevor ihr die treue Martha berichten konnte, Karlmanns Verrat. Sie gab an dem gleichen Nachmittag, der ihren Sohn mit Toni Tränkle im Stadtpark gesehen hatte, eine große Damenkaffeegesellschaft. Selbstverständlich hatte sie auch die Gieblerschen dazu eingeladen, und keine Zusage war ihr so sicher wie aus dem größten Hause der Bertastraße — man mußte sich ja darin verstehen, daß der Bund der beiden Familien jetzt seinem Ziel entgegengeführt wurde. Aber das Unglaubliche geschah — die Gieblers kamen nicht. Sie sagten ab, als Frau Rominger sie zu der Gesellschaft bat, die Marion und Elsa als glückliche Bräute präsentieren sollte. Es war unfaßbar — Frau Staatsminister von Prezel kam, Frau Generalsuperintendent Bock, sogar die Prinzessin Mathilde hatte die Gnade, auf ein halbes Stündchen zu erscheinen und sehr viele Sandwichs zu essen — Gieblers sagten ab. Ihr Brief aber ließ allmählich einen Verdacht in Klementine wach werden. Sie hatte in ihrer Einladung beziehungsvoll erwähnt, daß Karlmann sich glücklich schätzen würde, Fräulein Malis Gesang zu begleiten, und Frau Giebler schrieb zurück, das müsse wohl auf einem Irrtum beruhen, sie könne sich gar nicht vorstellen, daß dem Herrn Sohn etwas Derartiges angenehm sei. „Der Lausbub!" murmelte Klementine erblassend. „Ist er also noch nit hingegangen!" Wie absichtlich Karlmann die Gieblers auf der Straße brüskiert hatte, das ahnte sie freilich nicht. Sie konnte Karlmann an diesem Abend nicht mehr erwischen

— er war in einem Sinfoniekonzert und wollte später in den Klub gehen, wie Philipp zu erzählen wußte. Als sie aber am nächsten Morgen entschlossen in sein Zimmer trat, fand sie es leer und einen Zettel auf dem Nachttisch: „Bin auf zwei Tage nach Bertholdshausen gefahren, will mich dort für eine wichtige historische Arbeit sammeln. Gruß. Karlmann.“ Diese Eigenmächtigkeit war ihr denn doch zu stark. Die erste Reise, die er unternahm, ohne seine Mutter davon in Kenntnis zu setzen! Was war nur über ihn gekommen? Was für ein gefährlicher Rebellengeist? Sie mußte jetzt klarsehen und wandte sich selbstverständlich an Martha, die schon seit gestern mit einer geheimnisvollen Miene um sie herumging. Nach wenigen Minuten hatte sie aus der Getreuen das Fürchterliche heraus. Ihr Sohn, ihr Liebling, ihr edler, vornehmer Karlmann, er hatte sie betrogen, schändlich hintergangen, wortbrüchig war er geworden, meineidig — ja, sie mußte es so nennen. Mit einem Proletenfrauenzimmer, mit der Tochter vom Koch am Markt, hatte er sich öffentlich blicken lassen! Wie weit mochten sie schon miteinander sein? Vor welchen Abgrund hatte man den Unglückseligen geschleppt? Ein neuer Abgrund, ja — die Schauspielerin hatte er nicht verlassen, um sich in den Hafen einer Gott und Eltern wohlgefälligen Verlobung zu retten — mit einer abgefeimten Schlauheit, die sie ihm niemals zugetraut, hatte er sich erst von ihrer Mutterliebe Trost und Entschlossenheit geholt, um durch den Bruch mit der einen Mätresse zu einer andern zu gelangen. Um etwas Besseres, Ernstes konnte es sich unmöglich handeln. Karlmann wußte zu gut, daß seine Mutter zu einer Mesalliance niemals ihre Zustimmung geben würde. Dazu hatte sie sich ihre Kinder zu sauer werden lassen, besonders die Buben — über ihren

Kopf hinweg geschah nichts. Der kluge, hinterhältige Karlmann — er sollte sich aber gründlich verrechnet haben.

Kampfbereit tobte Klementine auf die Straße hinaus. Martha, die ein schlechtes Gewissen hatte und die Rache des jungen Herrn fürchtete, versuchte sie festzuhalten, zu beruhigen — es war umsonst. Trostlos überlegte Klementine, was sie zunächst unternehmen sollte, um das Unglück zu verhüten. Zu ihrer Mutter traute sie sich nicht — sie fühlte sich in ihrem Sohn vor dieser stolzen alten Frau gedemütigt. Justinus war für große Aufregungen nicht zu brauchen — wenn er sie kommen sah, schloß er sich in seinem Atelier ein und malte ein Stilleben. Marion und Elsa würden sicher nur die pikante Sensation im Friedrichsburger Leben empfinden, Philipp sie mit seiner fürchterlichen, phlegmatischen Objektivität entwaffnen — nein, nein — sie war wieder einmal ganz allein. Da Karlmann vor morgen abend nicht zu erreichen war, kam ihr Hochmutsteufel plötzlich auf einen gefährlichen Einfall. Sie winkte mit heftigem Zuruf einer Droschke und fuhr zum Marktplatz hinunter. Wie ein Stier, der einem roten Lappen nachrennt, stürmte Klementine in eine große Dummheit hinein. Sie machte sich nicht klar, was sie tat, sie fühlte nicht, wie sie den Boden des Takts und des Rechts verließ — mit glühendem Kopf entstieg sie der Droschke und betrat, mit ihrem schweren Seidenkleid rauschend, das Haus der Tränkles. Frau Barbara war zufällig allein daheim. Die Töchter hatten den Vater zum Einkauf nach Schleedorf begleitet — auch die Großmutter war mitgefahren. Als Barbara plötzlich Frau Professor Rominger höchstselbst erscheinen sah, dachte sie nichts andres, als daß es sich um eine wichtige Bestellung handelte, und sie

ging der Dame entgegen, um in Vertretung ihres Mannes alles anzunehmen. Aber dieses steinerne Gesicht, voll Gift und Stolz und Gram, es konnte so Gutes nicht bringen — sie sah es sofort. Erschrocken, aber in ihrer Schuldlosigkeit völlig sicher, mußte Barbara den Besuch ins Wohnzimmer hinauflassen. Hier saßen sich nun Tonis und Karlmanns Mütter zum erstenmal gegenüber. Es sollte auch das letztemal sein, und das Gespräch, das sie miteinander führten, war für beide charakteristisch.

Noch bevor die atemlose Frau Professor ihre wütende Anklagerede begonnen, fühlte Frau Tränkle instinktiv, daß ein schwerer Vorwurf auf sie loskommen sollte. Sie ahnte nicht, um was es sich handelte, aber die allgemeine Antipathie, die in ihr schon gegen die Romingers geschlummert, erwachte plötzlich, sie wurde ebenfalls wütend, bevor sie irgend etwas wußte, und erwartete, wie eine Löwin sprungbereit, daß ihre heiligsten Dinge zu verteidigen wären.

„Frau Tränkle," begann Klementine, ihr Asthma bekämpfend, indem sie sich mit beiden Händen auf die Schirmkrücke stützte, „Sie wissen, wir sind gute Kunden von Ihnen — seit vielen Jahren — Sie können nit sagen, Frau Tränkle, daß wir Ihnen jemals Anlaß zur Unzufriedenheit gegeben haben —"

„Hoffentlich sagen das die Frau Professor nit von uns?..."

„Was Ihre Küche anbetrifft — o nein, Frau Tränkle. Kochen kann Ihr Mann oder Sie, ich weiß nit, ob Sie ihm helfen, es ist mir auch einerlei — aber —"

„Aber sonst? Da wüßt' ich doch wirklich nit, was wir sonst für Beziehungen zur Frau Professor haben täten!..."

„Beziehungen?! O ja, Frau Tränkle! Beziehungen! Darum handelt sich's eben!"

„Was?!"

„Schreien Sie bitte nit so — mäßigen Sie sich!"

„Wenn Sie nit schrein — wenn Sie sich mäßigen, Frau Professor!"

„Ich?!"

„Jawohl! Sie sind in meiner Wohnung, möcht' ich Ihnen nur sagen!"

„Das ist ja eine Unverschämtheit —!"

„So?!"

„Das ist ja —"

„Beleidigen laß ich mich nit! Von niemand auf der Welt! Und wenn's der Großherzog wär'! Sonst pfeif' ich auf die ganze Kundschaft!"

„Wissen Sie denn, um was es sich handelt?!"

„Um nix Gutes! Das seh' ich Ihnen an der Nasenspitze an!"

„Machen Sie erst das Fenster auf, bevor ich's Ihnen sag' — es ist zu heiß hier — ich erstick' sonst vor Ihren Augen!"

„Hm! Mir is es auch wie im höllischen Feuer! Da! Jetzt is das Fenster offen! Also! Aber schrein Sie nit, Frau Professor! Wenn's was is, was der Markt nit zu hören braucht!"

„Aha! Das ist es! Ja! O ja! Das ist es! Ich werd' nit schrein — nein, meine Beste — aber sagen werd' ich's Ihnen — sagen —"

„Was denn?! ... He?! ..."

„Ihre Tochter —"

„Meine Tochter —"

„Die saubere Toni —"

„Toni?"

„Die hat ihr Netz auf meinen Sohn geworfen! Auf meinen Karlmann! Hab' ich mir doch Tag und Nacht den Kopf zerklaubt — was fehlt dem Jungen! Woran leidet er! Was nimmt ihm die Jugend und die Gesundheit! Jetzt weiß ich's!"

„Meine Toni —?! Ach — das is ja zum Lachen!"

„Sie haben ein Verhältnis! Ich fordere Sie hiermit auf — ich befehl' es Ihnen — sagen Sie mir, was Sie wissen! Ich halt's nit länger aus!"

„Ich?! Sie sind närrisch! Einen Dreck weiß ich!"

„Können Sie mir's mit reinem Gewissen beschwören, daß Sie nichts unterstützen? Daß hier keine Rendezvous stattfinden? He? Hier unten am Markt?"

„Frau Professor, ich schwör' Ihnen nix, ich sag' Ihnen nix, ich weiß von nix — aber eins, das weiß ich — wenn Sie den Ton nit aufgeben — von mir und von meiner Tochter — dann —"

„Dann?!"

„Dann zeig' ich Ihnen, wo der Zimmermann 's Loch gelasse hat!"

„Also 'nauswerfen wollen Sie mich?! Oh, das ist stark! Aber was soll man hier auch andres erwarten!"

„Sie sind ja ganz von Sinnen, Sie wissen ja nit mehr, was Sie reden! Sie tun mir leid!"

„Ich geh' schon!"

„Überfallen mich hier — ich war ja ganz ahnungslos — ich werd' meine Tochter schon ins Gebet nehmen — wenn was dran is —!"

„Zweifeln Sie? Ich muß in die Luft hinaus! Ich erstick' sonst! Wo ist mein Tuch? Helfen Sie mir!"

„Hier, trinken Sie erst ein kohlensaures Wasser!"

„Danke! Ach! Die Kinder! Die Kinder! Frau Tränkle, die Kinder!"

„Nit weinen, Frau Professor!"

„Nein! Nein! Adjö! Begleiten Sie mich nit! Bleiben Sie hier! Überlegen Sie sich,

was ich Ihnen gesagt hab'! Ich rat' es Ihnen!"

So endete der seltsame Besuch von Klementine Rominger im Hause Tränkle. —

Abends kam Karlmann nach Hause. Er hatte in Bertholdshausen keine historischen Studien getrieben, sondern mehrere Gedichte verfaßt und außerordentlich viel Landwein getrunken. Sein Schwips hielt noch vor, als die Mutter ihn im Vorzimmer empfing und durch einen Blick merken ließ, daß sie alles wußte. Aber Klementine hatte inzwischen Fassung gewonnen, und den Erfahrungen, die sie bei ihrer Attacke auf den friedlichen Marktplatz gemacht, dankte sie jetzt ein politisches, kein stürmisches Vorgehen gegen Karlmann. Sie leitete ihr Manöver damit ein, daß sie sich sofort nach seinem Eintritt in einen Sessel warf und gramvoll den Kopf in die Hände stützte. Es war selbstverständlich, daß ihr Sohn sie nach der Ursache ihres Schmerzes fragte. Doch Karlmann war herzlos genug, mit einem raschen „Guten Abend, Mama, da bin ich wieder!" an ihr vorüberzueilen. Er wollte sich drücken. Nun aber schnellte die eben noch Hinfällige empor.

„Bleib einmal hier, Karlmann! ... Schenk deiner Mutter ein paar Augenblicke! ... Ich hab' mit dir zu reden! ..."

„Mach es, bitte, kurz, Mama — ich muß noch Briefe schreiben."

„Ja, ich mach' es kurz, mein Sohn ... ich will mich auch nit aufregen — nit im mindesten aufregen — in unser beider Interesse — verstehst mich? ... Karlmann! Ich steh' ja vor einem Rätsel! Ich begreif' ja die Welt nit mehr! Ach, mach keine Ausflüchte, Karlmann — ich weiß alles!"

„Dann sage mir, bitte, was du weißt — aber ohne

Tränen, Mama! Du kennst meine Nerven! Ich bin am Rande meiner Kraft! Ich ertrage keine unnützen Aufregungen!"

„Nein — da sprichst du selbst die ganze, traurige Wahrheit, mein Sohn! Das ist's! Und darum blutet mir mein Herz, weil ich das mitansehn muß, ich, deine Mutter! Du bist am Rande deiner Kraft! Unnütz sind deine Aufregungen! Und was du mir getan hast — ich will es dir nit vorwerfen, es kommt aus deinem krankhaften Zustand! Helfen will ich dir! Helfen, Karlmann! Vielleicht zum letztenmal!"

„Worin denn, zum Teufel?! Was soll denn das alles heißen? Ich brauche keine Hilfe!"

„In dem, was du bisher angestellt hast, nit! Ganz richtig! Da hast du alles allein getan! Da hast du deine Mutter allein belogen und hintergangen —"

„Mäßige dich, Mama!"

„Ist es etwa nit wahr, daß du die Gieblers, die ich dir ans Herz gelegt hab', schwer beleidigt hast? Ist es nit wahr, daß du mit der Komödiantin auf meinen Rat gebrochen hast, dem Frauenzimmer ein Vermögen geschenkt und sofort ein andres Verhältnis angefangen? Ein viel schlechteres und gefährlicheres? Zum Hohn darauf, daß ich dir eine entzückende Braut bestimmt hab'? Leugn' es nit! Man hat dich mit dem Mädel vom Marktplatz gesehn!"

„Mit wem —? Wer hat mich gesehn —?"

„Martha hat mir alles erzählt!"

„Dacht' ich's doch! Dein saubrer Spitzel! Du, ich bleibe keine Minute mehr im Hause, wenn das Weibsbild bleibt!"

„Oh, das ist eine hochanständige Person! Karlmann, wir wollen ruhig bleiben! Mißversteh mich

nit — es ist eine furchtbar ernste Stunde! Wahrheit will ich — wir müssen aus all dem Lug und Trug heraus!"

„Jawohl!"

„Du weißt, ich bin eine Mutter, die das Leben kennt — ihr Buben braucht mir nit nachzulaufen wie die Kükel der Henne — eure Abenteuer mögt ihr haben — tobt eure Jugend aus — aber so etwas — weißt du denn, du unerfahrener Mensch du, daß ein Techtelmechtel mit 'ner Bürgerlichen viel gefährlicher ist als die raffinierteste Demimonde? Hast du ihr am End' ein Heiratsversprechen gegeben, worauf die Bande aus ist wie die Katz' auf die Maus? Ja? Ja? Bei allem, was dir heilig ist, Karlmann — hast du so was getan?"

„Mama — mach mich nicht verrückt, Mama. Das ist ja alles so grotesk — um Gottes willen — das tanzt und heult und tobt ja mit mir in der Stube herum! Ich sage dir, Mama — bei allem, was mir heilig ist, ich hab's getan! Ich hab's getan und werd' es wieder tun! Zu fürchten hast du nichts!"

„Bub! Das ist niederträchtig! Ja, das ist niederträchtig, Karlmann!"

„So?! Ich bin andrer Ansicht! Dann kann ich ja gehn!"

„Du willst die Tochter vom Tränkle heiraten? Du? Der Karlmann Rominger?! Das sind Bauern, du, und du bist der Sohn vom ersten Haus der Stadt!"

„Darüber lach' ich! Weil ich jetzt weiß, was ich bin, darum werde ich an ihr festhalten! Ich habe lange darüber nachgedacht, ich habe furchtbar damit gerungen! Aber nun kenn' ich auch ein Resultat! Mein Familienstolz, Mama, der sagt mir, daß wir zugrunde gehen, wenn wir in unserm Fahrwasser bleiben! Wenn wir keinen frischen Quell, keine neue, belebende Kraft in unsern Sumpf lassen! Oh,

ein Sumpf noch nicht, verzeih, aber ich fühl' es, er wird es bald werden! Ich, ich, dem ihr's am wenigsten zutraut, ich bin vielleicht berufen, euch davor zu retten! Ein Tor will ich aufreißen! Luft! Blutaufmischung! Hinaus die alten Vorurteile, hinaus — wir haben uns lange genug von ihnen knechten lassen!"

„Das Frauenzimmer hat ihn närrisch gemacht! Gott schütz dich, Karlmann!"

„Oh, ich bin ganz klar, Mama! Ganz klar! Wer sind die Gieblers? Nenn doch bloß die Dinge beim rechten Namen! Bettfedern haben sie reich gemacht! Ihre Familie ist viel schlechter als die vom Koch am Markt — das weiß ich! Nicht deswegen willst du mich mit dem Mädel, das mich so wenig mag wie ich sie, verkuppeln — Geld hat sie, viel Geld! Und wir — wir tun nur so!"

„Wir tun nur so?! Du dummer Tropf — hast du eine Ahnung, was ich für Spekulationen im Kopf hab'? Wie ich euch Träumersipp' zum Herbst aus aller Not herauskriegen werde, wenn ich eine halbe Million verdient hab'?!"

„Nein — das ist mir auch egal — ich habe keine Beziehungen zu Herrn Kesselbach und Konsorten —"

„Karlmann!"

„Und ob sie deiner mehr würdig sind als meine Beziehungen zu Toni Tränkle — das wollen wir dahingestellt sein lassen!"

„Lausbub!"

„Das sagst du jedem, der dir mal die Wahrheit sagt!"

„Jetzt bin ich zu End' mit dir. Ich ruf' mir den Papa."

Noch ehe er es verhindern konnte, war Klementine zum zweiten Stock hinaufgeeilt, zum stillen

Heiligtum im Hause, der Werkstatt des Vaters. Niemand durfte um diese Stunde das Atelier betreten — Klementine trat ohne anzuklopfen in den streng beschützten Raum. Justinus Rominger saß über einer Arbeit, die er seit Arnold Ringers Besuch am liebsten vorhatte — alte Kupferplatten aus seiner römischen Zeit hatte er wieder in Angriff genommen, einst geplante, wundersame Radierungen aus der Campagna hoffte er noch zu Ende führen zu können. Es war eine Arbeit, so schön wie erschöpfend für seine alten Kräfte. Hand und Auge wollten nicht mehr mit. Aber Arnold Ringers Worte über die Entwürfe klangen um so frischer in Rominger nach, er wollte durchaus dem Rest seines Lebens noch solch ein Werk abgewinnen. Karlmann zitterte, als die Mutter es wagte, in den Schaffenstraum des Alten einzudringen. Er fühlte sich schuld daran und lauschte angstvoll, welcher Zornausbruch des stillen Meisters erschallen würde. Doch alles blieb stumm. Nach einer Viertelstunde etwa kam Klementine mit verweinten Augen zurück und sagte nur: „Geh zum Vater hinauf, Karlmann — er erwartet dich."

Zusammenzuckend, weigerte Karlmann sich nicht. Er fühlte fast einen männlichen Wunsch erfüllt und schritt, sich reckend, dem Atelier zu. Hier fand er den Vater in seinem Arbeitskittel, die kurze Pfeife rauchend — seine breiten, von Säure befleckten Hände ruhten auf der großen Kupferplatte, die ein wundersam fein gestricheltes Landschaftsbild zeigte. Der große Tisch war mit Werkzeug bedeckt, mit alten Papierrollen, staubigen Entwürfen und Photographien. Eine eigens für die Abendarbeit konstruierte Brille trug der Vater, er war aufgestanden, stand über seiner grünbeschirmten Lampe, und das tiefbeschattete Antlitz mit dem grauen Vollbart war

sehr ernst. Karlmann blieb an der Tür stehen, seiner Ansprache gewärtig.

„Du machst der Mama viel Kummer, Karlmann. Solltest einmal ernsthaft an ihren Herzfehler denken."

Seine Worte klangen seltsam weich, gütig und maßvoll — Karlmann traten Tränen in die Augen. „Wie gern möcht' ich das, Vater," stammelte er. „Ich schwöre dir, Mama treibt mich selbst in die Rücksichtslosigkeit hinein. Ich weiß mir nicht mehr zu helfen."

„Gegen deine Mutter? Höre, Karlmann — das ist schlimm, wenn ein Sohn das sagt."

„Ist es nicht auch schlimm, wenn zwischen dem Sohn und der Mutter ein ordinärer, käuflicher Dienstbote steht? Wenn sie ein Geschöpf wie Martha mir zuvorkommen läßt und nicht abwartet, bis ich ihr selbst mein Tiefstes und Heiligstes sage?"

„Dein Tiefstes und Heiligstes?"

„Ja, Vater! Darum handelt es sich bei Toni Tränkle! Ich schütze sie gegen jede Beleidigung! Ich weiß auch vollkommen, wie groß der Moment für mich ist, es dir jetzt sagen zu können!"

Justinus Rominger antwortete nicht sogleich, sondern sah erst prüfend auf die Kupferplatte nieder. Über eine Stelle war Säure gegossen, und eben ließ sich ein Zersetzungsprozeß beobachten. Dann aber strich er sich mit der schweren Hand über die Stirn, nahm die Brille ab und sagte, ohne Karlmann anzublicken: „Dagegen hab' ich nicht das mindeste einzuwenden. Aber weißt du, lieber Karlmann — wir sind zwar Vater und Sohn — doch du wirst es mir, wenn ich mich an meine Jugend erinnere, nur danken können, daß ich mich auf solche Sachen nicht einlasse. Das Tiefste und Heiligste soll da sein, und ich freu' mich selbstver-

ständlich, daß du so etwas dein eigen nennst — aber es ist doch sozusagen Privatsache. Für jeden Mann, du verstehst mich, Privatsache. Der Mama wirst du den richtigen Begriff davon nie beibringen. Ich hab' ihn — doch ich will nicht davon sprechen mit dir. Eins nur — dazu fühl' ich mich verpflichtet — du willst sie heiraten, das Mädel?"

„Einst — gewiß!"

„Einst ... Wenn du was kannst und bist — nicht wahr? Ja, Karlmann — aber erst, wenn du was kannst und bist, solltest du mit so ernsten Absichten an ein Mädel, das dir lieb ist, herangehen. Erst dann solltest du mit mir davon reden. Ich kann dir nicht geben, was du brauchst, um ein paradiesisches Leben als Herr Niemand mit deiner Frau zu führen. Ich nicht und die Mama auch nicht. Also komm wieder, lieber Sohn, wenn du was kannst und bist. Und nimm dich zusammen. Mehr Taten, weniger Worte. Das Mädel wird auch dafür sein!"

Er setzte sich und begann zu arbeiten. Karlmann starrte den Vater an — glühende Röte stieg in seine Wangen, noch einmal schüttelte ihn der Krampf von Liebe und Haß, von Ehrfurcht und Verachtung — das letztemal, es sollte und mußte das letztemal sein. Dann eilte er die Treppe hinunter.

Im Vorzimmer unten kam er nicht an seinen Geschwistern vorbei. Marion und Elsa steckten heftig tuschelnd die Köpfe zusammen — sie wußten, was geschehen war. Philipp ging vor ihnen auf und ab, die Hände in den Hosentaschen, ein Bild des behäbigen Weisen, dem all solche Kämpfe nicht fremd und längst überwunden waren. Er hielt den vorbeistürmenden Karlmann fest.

„Laß mich!"

„Sei vernünftig — hör mich einen Augenblick, Karlmann — ich wollte dir nur sagen —"

„Nichts vor unsern Schwestern! Es ist mir furchtbar ernst, lieber Philipp!"

„Mir auch — was denkst du denn? Du verkennst uns. Wir sind direkt empört über Mamas Verhalten. Wir haben hier eben beschlossen, daß es die höchste Zeit ist, gegen ihre Tollheiten vorzugehen. Wir werden ein Kuratel über die Frau verhängen, ein moralisches Kuratel — sie weiß nicht mehr, was sie tut."

„Wahrhaftig nicht!" bekräftigten die Schwestern.

Karlmann sah seine Bundesgenossen etwas zweifelnd an. „Ich danke euch," flüsterte er scheu. „Aber ich bitt' euch auch, Kinder — laßt eure Hände davon. Mama ist leidend. Ich habe mich eben mit Papa darüber ausgesprochen..."

„Mit Papa?" Die Geschwister sperrten Augen und Mund auf.

„Jawohl. Wir sind uns ganz einig darüber, daß Mama geschont werden muß. Sie muß einfach aus dem Spiel bleiben. Ich tue von jetzt an allein, was ich für richtig halte."

„Na, höre mal — ob das der richtige Weg ist... So wirst du sie kaum hindern, daß sie Dummheit auf Dummheit begeht."

„Wieso?..."

„Na, weißt du denn nicht — ist das etwa keine Dummheit, daß sie heute vormittag sofort zu den Tränkles hinuntergefahren ist und der Frau eine Mordsszene gemacht hat, dem armen, unschuldigen Weibe, das von nichts eine Ahnung hatte?"

Entsetzt sah Philipp, wie Karlmann kreidebleich wurde und sich dem Wohnzimmer zuwandte — im nächsten Augenblick trat ihm Klementine daraus entgegen. Sie fuhr bei seinem Anblick erschrocken zurück. Doch Karlmann ergriff ihre Hand und schüttelte sie heftig. „Ist das wahr, Mutter —

sage mir, ist das wahr — was Philipp mir gesagt hat —!“

„Bist du wahnsinnig, Karlmann?“

„Hast du es gewagt? Bist du bei ihrer Mutter gewesen? Du? —“

„Ich hab' getan, was ich für richtig hielt! Laß mich los, du pietätloser Mensch, du! Laß mich los! Um Gottes willen! Schützt mich, Kinder!“

Karlmann brach in ein wildes, gellendes Gelächter aus. Noch immer hielt er eisern die Hand seiner Mutter fest. Doch im nächsten Augenblick hatten die Geschwister ihn losgerissen und zur Tür hinausgedrängt. Er stürmte ins Freie. Klementine saß halb ohnmächtig im Lehnstuhl, unter ihrer Nase befanden sich zwei Riechfläschchen, die Marion und Elsa hielten, während Philipp überlegte, ob alter Sherry oder ein Brausepulver das richtige wäre. „Infam,“ flüsterte er düster. „Infam. Das hätt' ich dem Karlmann nicht zugetraut.“

„Um dieser Turnlehrerin willen,“ sagte Elsa. „Ich finde sie nit einmal hübsch.“

„Sie hat schon Temperament,“ meinte Marion. „Aber so gewöhnlich ist sie. Merkwürdiger Geschmack. Für uns ist es furchtbar peinlich. Wir geben selbstverständlich die Stunden auf.“

„Das wird unser ganzer Kreis tun. Was denkt sich denn die Person?“

„Ist dir jetzt besser, Mama?“

Klementine richtete sich an Marions Händen auf und nickte matt. „Ein bißl ... Ich dank' euch, Kinder ... Ihr haltet zu mir ... Ihr verlaßt mich nit!“

„Mama!“ rief Philipp bedrückt, denn er war im Zweifel, ob es schön oder peinlich war, zu dieser bewegten Gruppe zu gehören.

„Der arme Bub,“ flüsterte die Mutter plötzlich,

ihre Augen trocknend. „So hab' ich ihn nie gesehen. Solchen Ausbruch hab' ich nie bei ihm für möglich gehalten."

„Tatsächlich 'ne starke Leidenschaft," sagte Philipp, halb gerührt, halb neidisch.

„Ja, ja ... Das muß es wohl sein ... Aber ein Glück ist es nit ... Bringt mich zu Bett, Kinder." —

Im Hause Tränkle ging es inzwischen nicht minder lebhaft zu, doch anders gestaltete sich hier das Aufeinanderplatzen der Gemüter. Barbara blieb noch stundenlang allein und hatte einen heißen, einsamen Kampf in ihrer Seele zu kämpfen. Sie brachte ihn, obwohl sie Klementine an Temperament in keiner Weise nachstand, mit ihrem leiderprobten Volksinstinkt zu einem reiferen Ergebnis. Vor allem beschloß sie, ihren Mann von der ganzen Sache unbehelligt zu lassen und nur an das zu glauben, was Toni ihr gestehen würde. Der alte Koch gehörte seiner Arbeit — tragische Aufregungen wollte sie ihm ersparen. Auch war ihr seine überempfindliche Zärtlichkeit für Toni bekannt. Der Gedanke an Toni aber erweckte Barbara noch keinen Zorn — nur Angst brannte still in ihr, die Mutterangst vor etwas Unbestimmtem. Sie bat um nichts andres, als daß ihr bald gewiß würde, ihr Glaube an Toni trüge sie nicht. Wie seltsam, daß Toni ihr Sorgenkind wurde! Sie schalt sich leichtsinnig, daß sie eigentlich nur für Juliane gelebt und die beiden älteren Mädchen sich selbst überlassen hatte. Juliane, die Kranke, brauchte die Mutterliebe, aber dieses Bedürfnis war nur kindlich — jetzt plötzlich erkannte Barbara, daß erwachsene Töchter noch anders und tiefer der Mutter bedurften. Vorbei war Alltagssorge, Alltagsglück — der Geier Leben war mit einemmal aus blauem Himmel niedergestoßen und

hatte sich einen Raub geholt. Freilich — Karlmann Rominger war solch arger Raubvogel wohl nicht, sie wertete seine böse Kraft bei weitem nicht so hoch wie die Großmutter. Für sie war er eher ein verwöhnter und liebenswürdiger Stutzer. Toni aber — Toni war sonst durchaus kein Lamm oder Schaf, das sich willenlos packen ließ. Entweder kannte sie ihre Tochter noch nicht, oder es handelte sich wirklich um ein ernstes, folgenschweres Erlebnis. Mit pochendem Herzen stand Barbara am Fenster, hinter der Gardine versteckt, bis unten der alte Leiterwagen vorfuhr, von Vater Tränkle selbst gelenkt und mit einer lustigen Fracht von jungen, hellgekleideten Mädchen, Obstkörben, Gemüsen und erhandeltem Wild. Stolz klatschte der alte Koch mit seiner Peitsche. So sah es der Friedrichsburger Markt schon ein Menschenalter von ihm. Der kräftige Grauschimmel machte sich aus dem herrischen Pathos nicht mehr viel. Jetzt kletterten die Töchter vom Wagen herunter und riefen: „Mutterle, Mutterle!" Da stürzten der versteckten Barbara die Tränen aus den Augen. Wie hatte sie sich sonst auf diese Rückkehr gefreut, und heute floh sie in den dunkelsten Winkel zurück. Besonders laut und herzlich hatte Toni gerufen. Rasch entschlossen stieg Barbara die Treppe hinunter, begrüßte alle, während ihre feuchten Augen und verstärten Züge in der Dämmerung nicht auffielen — dann zog sie, nachdem sie noch des Vaters Einkäufe bewundert hatte, die bestürzte Toni in den Keller hinunter. Es gäbe dort zu räumen... Lange blieben Mutter und Tochter fort.

Als sie endlich in das Wohnzimmer hinaufkamen, wo der Vater im Lehnstuhl saß und den „Volksboten" studierte, hatten sie eigentümlich stille, gleichsam welke Gesichter, und Hilda, die losschwatzen wollte,

blieb das Wort in der Kehle stecken. August Tränkle war zu stark von der politischen Lage im Balkan beschäftigt, er merkte nichts — wohl aber die Großmutter und Juliane. Sie führte ein eigentümlicher Instinkt sofort auf die richtige Fährte. Ein beklommenes Schweigen folgte, das nur der Vater mit seinem behaglichen Stöhnen unterbrach — die Zeitung und der „Rote“ schmeckten ihm nach der Reise gar zu gut. Juliane warf plötzlich einen langen, liebeheißen Blick aus ihren Leidensaugen auf Toni, die finster und verschlossen am Fenster saß. Sie ahnte, sie kannte den Sturm in ihrer Schwester, ohne ihn zu kennen. Sie begriff, wohin sich Toni sehnte, was sie draußen in der dunkeln Ferne zu sehen wünschte. Ein Gebet sandte Juliane zu ihr hinüber, wortlos, demütig — ihren Zuspruch, den Trost eines Kindes. Die Großmutter blieb, dem Vater gegenüber, steinern bei ihrer Handarbeit. Sie sah von Zeit zu Zeit auf Toni und dann auf Barbara — immer wieder nickte sie langsam, und ihr hartes Gesicht sagte deutlich: „Ich hab' es gewußt, ich hab' euch gewarnt, nun ist es gekommen.“ Die Uhr schlug acht. Bis ein Viertel neun ertrug Toni den stummen Gerichtshof um sich her, dann stand sie leise auf und schlich sich aus dem Zimmer.

Vater Tränkle hatte Hunger und fragte nach dem Nachtmahl. Nach Toni, die er sogleich vermißte, fragte er auch.

„Sie ist nit ganz munter, August, sie hat sich wohl schlafen gelegt,“ sagte Barbara halblaut.

„So?“ Der alte Koch machte ein enttäuschtes Gesicht. „Das arme Mädel — sie kam mir schon den ganzen Tag nit richtig vor.“

„Ich bring' ihr einen Tee,“ sagte Juliane und ging, sich auf die Möbel stützend, hinaus.

„Soll ich mal nach ihr schauen?“ fragte der Vater.

„Nein, nein, August,“ erwiderte Barbara schnell. „Laß sie nur schlafen.“

„Die Mädels brauchen uns nit,“ meinte die Großmutter, ihre Nadel, die sie fädeln wollte, gegen das Licht haltend.

„Hm?“ Vater Tränkle sah seine Schwiegermutter etwas mißbilligend an. Dann sagte er, sich bezwingend: „Aber schön war's heut ... Ach, ich sag' dir, Bärble, mit den Mädels beisammen den ganzen Tag — das ist so wie in alter Zeit — als sie Kinder waren. Das geb' ich für nix ... Na, nun bring mir mein Essen.“

Es wurde eine gewitterschwüle, sternlose Nacht. Die Linden auf dem Marktplatz sandten den Duft aus ihren Blütenbüscheln wie mit vollen Händen zum offenen Fenster empor. Toni konnte weder wachen noch schlafen. Klares Denken, ernstes Beschließen hatten sie verlassen — ihr brannte der Kopf, ihr zitterten die Hände, es pochte rastlos in ihren Pulsen. Mit nackter Brust und bloßen Armen lag sie auf dem Bett. Juliane saß schweigend bei ihr — kein klärendes Wort war zwischen ihnen gewechselt worden. Sie wünschten es auch beide nicht. Mit dem Ungeheuren, das neben ihnen lebte, hielten sie Zwiesprache genug. Der Frühling, die Liebe, das Leben waren die Mächte, die stumm besprochen sein wollten. Nichts fragte das demütige, tröstende, kranke Kind — nichts antwortete ihm die glückerschauernde Schwester. Aber nahe waren sie sich, wohl näher heute als je. Ein leiser Donner rollte draußen. Bläulich zuckte ein Wetterleuchten von Zeit zu Zeit im Fensterrahmen.

„Geh schlafen, Liebling,“ flüsterte Toni, ihre Augen schließend. „Es wird zu spät für dich.“

„Soll ich dich allein lassen? Fürchtest du dich auch nit vor dem Gewitter?"

„Ich fürcht' mich nit."

„Gute Nacht."

„Küß mich, Juli."

„Ich darf dich ja nit küssen."

„Ach, du dummes Kind!"

Sie riß das schmale, knabenhafte Geschöpf an ihren vollen, heißen, nackten Körper und küßte sie dreimal auf den Mund. Juliane hatte feuchte Wangen. Toni wußte nicht, ob es Tränen waren oder der Schweiß, der ihr armes Antlitz oft plötzlich bedeckte. Sie ließ sie gehen. Sie war allein und riß die Decke vollends von sich. Mit den Füßen auf der federnden Matratze stampfend, das Gesicht in die Arme gewühlt, halb seufzend, halb singend dachte sie an Karlmann. Sie wußte jetzt nichts von ihm als den Kuß, den sie im Stadtpark von ihm erhalten. Sein Kuß, sein Kuß. Sie vergaß den Zorn, die Warnung, die Tränen der Mutter. Auch diese nur ein wesenloses Gespenst wie die andern alle, die ihr entgegentreten wollten, die es wagten, einzugreifen in ein hohes, unbegreifliches Glück. Ja, Seligkeit empfand sie, nur noch Seligkeit — und Sehnsucht — sie dürstete nach ihm, sie schrie nach ihm, sie konnte ohne ihn nicht leben.

Stunde um Stunde verrann. Das Gewitter blieb fern, nur leiser Donner, Wetterleuchten und sausender Wind in den Marktbäumen kündeten es Toni. Sie blieb so liegen wie zuvor. Das Licht ließ sie brennen. Und plötzlich — war es Traum? War es Wirklichkeit? — Sie hörte ihren Namen von unten erschallen. Um Mitternacht ihren Namen — leise, süß und klagend. Wagte er das? War es denn möglich? Er?! — Sie fuhr empor. In ihren Mantel gehüllt, stürzte sie zum Fenster. Da, am Brunnen, zur

Seite des steinernen Ritters, der geisterhaft in die Nacht ragte, stand Karlmanns Gestalt. Niemand war sonst um diese Stunde auf dem Marktplatz. Sie lehnte sich weit hinaus. Noch glaubte sie an eine Täuschung ihrer überreizten Sinne. Doch er war es wirklich. „Toni!" rief seine leise, klagende Stimme. „Verzeih mir, was ich gewagt habe! Ich konnte nicht anders! Ich bin bis jetzt umhergeirrt! Ich ertrag' es nicht! Man will uns trennen, Toni!"

Da nickte sie nur, und mit heißer, jubelnder Leidenschaft rief sie ihm leise zurück: „Hast recht getan! Ich dank' dir's, mein Karlmann! Ich komme!"

Nach wenigen Minuten war sie unten. Lautlos hatte sie heute das alte, knarrende Haustor geöffnet, hellsichtig hatte sie über die nachtschwarze Treppe ihren Weg gefunden. Wie ein Schatten glitt sie im Mantel auf ihn zu. Er legte den Arm um sie, er riß sie in die enge Annagasse hinüber. Wenige Worte sagten ihr, was bei ihm zu Hause geschehen. „Man will uns trennen!" stöhnte er immer wieder. „Toni, meine Mutter wird nicht ruhen, bis — aber sie soll es nicht, sie darf es nicht! Wir leben und sterben miteinander!"

„Karlmann — das ist doch sonnenklar! Was können denn die Menschen dagegen?"

„Ich werde durchdringen! Ich weiß jetzt, daß ich durchdringe! Ich habe Pläne! Für dich, Toni, für dich! Niemand braucht mir zu helfen! Ich erreiche alles — für dich!"

„Karlmann!"

„Wir müssen uns sprechen ... Komm ... Wir müssen klarsehen ... Bis zum Morgen warten — das hätt' ich nicht ertragen."

„Wohin sollen wir denn —? Wohin denn, Karlmann?"

„Komm, Geliebte — draußen am Rosentor — da ist ein alter Gasthof — man kennt mich dort — ich war eben dort — o Toni — Toni — dort haben wir ein Zimmer — zum Garten hinaus — dort wollen wir immer zusammensein — wenn niemand ahnt — kein Mensch auf der ganzen Welt, Toni —"

„Darf ich denn das — Karlmann —"

„Wir dürfen alles — wir zwei — wenn ringsum Feinde sind. Wir, wir, wir geben uns alles! Nur so werden wir siegen! Aus dem Nichts zum höchsten Sieg! Ich seh' es vor mir! Ich bin der Mann, der hingelangt! Und du bist das Weib, das wahrste, freieste, stolzeste Weib —!"

„Was spricht denn aus dir? ... Hat deine Mutter dich so weit getrieben? ... Es ist ja so furchtbar und so schön, Karlmann — aber ich darf doch nicht — meine armen Eltern —!"

„Deine Eltern — die sollst du reich machen! Die Welt versinkt, die ganze Welt — wenn wir uns Gesetze geben! Wir zwei! Unsre Liebe! Komm, Toni! Unsre Liebe!"

Er riß sie durch viele einsame Gassen fort. Ihre Schritte hallten. Endlich, endlich waren sie am Rosentor. Sie wurden von einem alten Weibe in das unfreundliche Gasthaus gelassen. Halb ohnmächtig hockte Toni auf dem Bett, während Karlmann mit zitternden Händen Licht machte. Dann aber lächelte sie, als sie die angstvolle, betende Liebe sah, mit der er auf sie zukam. Dann nahm sie den Erschauernden in ihre weichen, frühlingsstarken Arme.

VII

Karlmanns Auflehnung versetzte die Familie Rominger in eine Art Kriegszustand, der für diese raschen, wankelmütigen Menschen eigentlich der ge-

mäße Zustand war. Sie fühlten sich am behaglichsten, wenn täglich ein Gewitter losplatzte und die Gemüter, die sich in der Praxis gut verstanden, theoretisch aneinander rieb. Sobald ein Glaswassersturm vorüber war, zeigte sich der nächste schon am Horizont. Den Vater hatte dieses Treiben eine allzugroße Skepsis gelehrt, er zog sich völlig in sich selbst zurück — die Mutter aber sammelte eifrig Bundesgenossen, um gegen den jeweil Abtrünnigen zu Felde zu ziehen. So sah sich Karlmann einer geschlossenen Phalanx von Mutter und Geschwistern gegenüber. Denn das Wohlwollen der letzteren hatte schwache Beine. Marion und Elsa waren Bräute — sie konnten die Gunst der Mutter, da es sich jetzt um den Einkauf der Aussteuer handelte, nicht entbehren. Pihilipp seinerseits wußte, wie gut sein Magen und seine Börse dabei fuhren, wenn er ein ebenso zärtlicher Sohn wie objektiver Berater des großen Kindes Klementine war. Ihm wie seinen Schwestern war auch die drohende Mesalliance mit der Kochsippe am Marktplatz unangenehm. Braumüller, den Pumpsicheren, ließ er hingehen, Biegenau war von altem Adel, aber er fürchtete ein Scheitern seiner auf Lottchen Pisch gerichteten Pläne, wenn Toni Tränkle seine Schwägerin wurde. Kühl und vorwurfsvoll ging er an Karlmann vorüber, kühl und vorwurfsvoll behandelten ihn die Schwestern. Man blieb für sich. Philipp riskierte es sogar, sich der Mutter als Parlamentär anzubieten. Er wollte Karlmann ins Gewissen reden, doch wußte er zuvor, daß er dies dem rabiaten Bruder gegenüber niemals wagen würde, und daß der Mutter an seiner Einmischung gar nichts gelegen war. Aber es machte einen angenehmen Eindruck. Philipp der Gute verstand sich auf seinen Ruf.

Klementine hatte ihre eignen Gedanken. Es tat ihr freilich wohl, von so rücksichtsvollen Kindern umgeben zu sein, aber sie baute zugleich auf ihren zynischen Unglauben an diese Kinder. Karlmann war unmöglich besser als die andern. Jetzt und in den nächsten Wochen noch Feuer und Flamme für das Mädel, in dessen fremdartige Naturfrische er sich vergafft hatte. Dann aber war es plötzlich wieder vorbei, und Toni wurde von einer andern Gestalt verdrängt. Sie kannte die Tochter des Kochs nicht persönlich — sonst hätte ihr Temperament vielleicht eine ebenbürtige Kraft in ihr erkannt. Sie fürchtete Toni nicht ernsthaft und schätzte sie gering, ohne näher hinzuschauen. Daß hier der Reichtum einer echten, hingegebenen Frauenseele sich ihrem Karlmann geöffnet hatte — das ahnte sie nicht. Sie dachte schon an eine praktische „Abfindung" der Winzersleut — sie sah beruhigt nur ein Abenteuer mehr in der ganzen Sache, die zum Lebensstil eines jungen Rominger nun einmal leider gehörte. Nicht nur Liebschaften aus der Halbwelt waren solchem Anfänger gemäß — er mußte sich auch mit Herz und Sinn durchs Volk schlagen. Wenn er aus der Tiefe wieder ans Licht kam, wurde ihm erst bewußt, wo er stand, und wo das einst bewunderte Mädchen. Niemand sah in Klementines Politik hinein. Sie vermied jeden weiteren Zusammenstoß — jedes Wort konnte jetzt zünden, Vergängliches festigen, kindischen Trotz ins Unabänderliche rennen lassen. Er sollte sich nur die Hörner ablaufen, der Herr Karlmann. Sie ließ ihm Zeit, sie ließ ihm sogar sein süßes Versteck am Rosentor, das sie nach wenigen Tagen ausgekundschaftet hatte. Die anständigen Leute am Markt taten ihr eigentlich leid — aber war sie dazu da, leichtsinnige Krämer zu warnen? Ein

Kind, nun ja — ein Kind war am Ende möglich. Doch damit schloß auch alles ab. Karlmann war nicht der Mensch, des Lebens ganzes Elend auf sich zu nehmen. Und dazu war sie fest entschlossen — sie hielt es für ihre Mutterpflicht, sie wollte ihn nackt und verlassen plötzlich vor den Abgrund stellen und dadurch zur Umkehr zwingen. Das Heiratsversprechen drohte ihr nicht mehr — die Tränkles würden gegen Toni nicht milder sein als sie gegen Karlmann. Eine Tochter, die ihnen solchen Schimpf vor aller Welt getan, die jagten sie sicherlich zum Tor hinaus.

Während Karlmann energisch verworfen wurde, entdeckte sie an ihren künftigen Schwiegersöhnen täglich neue Vorzüge. Marion und Elsa aber, die sich ihrem mütterlichen Willen gehorsam gefügt hatten, wurden geradezu Engel in diesen Tagen. Jeden Wunsch für ihre künftigen Haushalte erfüllte sie ihnen, und Herr Kesselbach wurde bald ein sorgenvoller Mann, denn er sollte und mußte das Geld für die unsinnigen Ausgaben herbeischaffen.

Kesselbach protestierte; er erklärte, daß Friedrichsburg das Schauspiel einer bankrotten Schwiegermutter haben würde, wenn die Revolutionäre in Argentinien siegten und die neuen Spekulationspapiere dadurch ruiniert würden. Aber vergebens. Klementine hatte den gefährlichen Optimismus ihres Vaters geerbt. Wenn sie mit ihren leuchtenden Augen erklärte, daß eine Spekulation gelingen müsse, so zog sich selbst Herr Kesselbach zurück. Sie war sein wildester Kunde. Ihr Privatvermögen, das einst über siebenhunderttausend Mark betragen, hatte sie ihm allmählich ausgeliefert. Es gab keinen Menschen auf der Welt, der das ahnte. Ihr Mann, ihre Kinder, die gewiß ihren Leichtsinn kannten, waren davon überzeugt, daß sie nur einen Teil des

Vermögens im Feuer hatte. Sicher ruhte ihr Romingergefühl auf dem andern, festgelegten Gelde. Aber in Wahrheit war längst nichts Festgelegtes mehr da — vorübergehend all die Tausende, vorübergehend. Die Börse verschlang den glänzendsten Gewinn. Der eigentliche Besitz von Klementine Rominger war ihr Kredit. Er beruhte auf ihrem Namen und dem ihres Gatten, er wurde von ihrer Lebensführung und persönlichen Sicherheit gestützt. Er war noch so stark, daß selbst der Vorsichtigste von allen, Franz Otto Braumüller, blind in das Netz dieses Nimbus ging. In Wahrheit aber riß Klementine hier ein Loch, um dort eines zuzustopfen. Doch hatte sie nie die verräterische Unruhe der Spekulantin — ihr größter Vorteil war ihre naive Sicherheit. Wenn alle andern, ihr verträumter Justinus an der Spitze, sie den gefahrvollen Weg der Selbständigkeit gehen ließen, egoistisch, leichtfertig, sie, ein schwaches Weib — so wollte sie sich ihre schwere Verantwortung auch bezahlen lassen. Einst, der große letzte Coup, der gab ihr recht — das wußte sie bestimmt. Mit den Heiraten der Töchter war er eingeleitet, Philipp würde das Seinige dazutun, Karlmann mit Gewalt zurechtgemodelt werden. Und dann kam der Reichtum — dann kam Argentinien, das niederhessische Bergwerk und die Klarahütte. Braumüller wurde ihr unermüdlicher Agent. Sie hatte alles schon fertig vor sich, sie hatte auch Kesselbach, der sich ihr überlegen glaubte, abgefertigt. Die Schlaueste von allen, stand sie zum Schluß in Apotheose da — das Grab ihr nahe oder fern, gleichviel. Wenn nur die Romingersche Lebensanschauung gesiegt hatte. —

Der Eintritt des Freiherrn von Biegenau in ihre Familie hatte seine Schattenseiten — das mußte Klementine bald erkennen. Wenige Tage,

nachdem die Doppelverlobung veröffentlicht war, erhielt sie aus Donauwörth, einer Stadt, von der sie sich nie etwas Böses versehen hatte, einen eingeschriebenen Brief. Er war von ungelenker Dienstbotenhand geschrieben und hatte folgenden Wortlaut: „Hochgeerte Frau Professor! Underzeichende Ulrike Rehbein, wohnhaft zu Donauwörd an der Donau, kleine Spidalgasse 18, zweiter Stock, Dür 4, erklärd Ihn himit folgendes: Ich habe ausm Friedrichsburger Generalantzeiger endnomen, daß Ihr Frailein Ihre Dochder, daß die sich verlobd hat mitm Freiherrn Caspar Ernst von Biegenau, Ridmeister bei die Kaisertragoner zu Friedrichsburg am Nekar. Underzeichende erklärd Ihn himit folgendes. Ich war auch verlobd mit obgenanden Freiherrn so zu sagen denn er wolde mich nie verlassen und ich habe für ihn gelebt und gegocht und gewaschen, alles hab ich für ihn gedan in Donauwörd und begam ein Kind von ihm, das war am 4. Juli 1895, und bald tarauf ist obgenander Freiherr nach Friedrichsburg versezd worden zu die Kaisertragoner und da hatt ich das Nachsehn ich armes, genzlich verlassnes Geschöpf mit meiner Hände Arbeid und muß nun mich und mein Kind ernehren. Ich bin Feinwäscherin. Das geht nun schon vier Jahr so, vier Jahr ist jetzt mein Bub. Und obgenander Freiherr hat ihn verleigned und hat keinen Fennig for ihn bezahlt. Ich war ja so dumm und hab ihn nit gerichtlich belangt weil ich mich geschämt hab weil er sagt es sei nit sein Bub. Das kann er mir nit beweisen, bei Gott dem Allmechtigen. Hochgeerde Frau Professor, ich erklär Ihn himit folgendes. Ich weiß Sie sind in die Verhältnisse und Sie werdens nit gern sehn, wenn Ihre Dochter ein Mann bekomt vor aller Welt, der schon einen vierjährigen Bub hat. Ich ertrag das Leben nit länger. Meine

Ansprüch insgesamm und dann für immer Schluß sind 3000 Mark. Wenn ich die krieg aber augenblicklich dann wird ich still sein und nie mehr schreiben und mir meinen Buben behalten. Aber sonst wenn ich bis 1. Juli nit das obgenande Geld hab schwör ich Frau Professor, daß ich den Erzlump und Schultenmacher öffendlich verfolgen werd und ihm einen Tanz mach bei die Drauung vor der Kirch, daß ihm Hörn und Sehn vergeht. Ich bin am Letzden, mir is alles gleich. Ich hab hier schrifdlich erklärd, daß ich keine Ansprüch mehr hab wenn ich das obgenande Geld hab. So hat mir Herr Jakob Spätzle, Notar zu Donauwörd, geraden. Dabei bleibts. Bis 1. Juli erwarded Ihre Sentung mit Hochachtung und Bitte, daß Sies auch nit übel nehmen mögen ergebenste M. U. Rehbein."

Geknickt starrte Klementine dieses unselige Dokument an. Ihr Zorn war groß, aber sie mußte sich bezwingen. Elsa durfte keine Ahnung von dem widerwärtigen Zwischenfall haben. Wie log doch auch das echte, hochgewachsene Aristokratentum, das nur dem Vornehmsten und Edelsten zugewandt schien, in seiner entzückenden Dragoneruniform! Was galt eine stolze Kommandostimme, was ein rasselnder Säbel, ein sauberer, ritterlicher Mensch! Schon deckte der erste Windstoß schmutzige Dinge auf. Nein, nein, verläßlich war nichts auf der Welt. Nur der Reichtum, der mühsam erworbene, sorgsam verwahrte. Braumüllers Aktien stiegen bei der Schwiegermutter, während Biegenaus sanken. Sie entdeckte plötzlich, daß sie sich eigentlich doch mehr nach Solidität als nach Renommage gesehnt hatte. Aber sie verbarg ihre Enttäuschung. Elsa blieb die ahnungslose, glückliche Braut, Baron Biegenau der glückliche Bräutigam. In aller Stille wurde Maria Ulrike Rehbein in Donauwörth abgefertigt. Ein schlimmer

Riß in die Kasse, aber es ging nicht anders. Schlimmeres war nicht zu befürchten, da Klementine sich gegen eventuelle Schulden des Rittmeisters von vornherein geschützt hatte. Aber der Ärger, den sie jetzt hinunterwürgen mußte, wurde für Klementine zugleich auch ein Trost. Sie lebte ihren Angehörigen gegenüber immer in Extremen. Entweder war sie begeistert oder sie brauchte gefährliche Waffen gegen sie. Solche Waffen hatte sie für alle künftigen Fälle gegen den Freiherrn gewonnen. Insgeheim hielt sie sie bereit, um sie zur rechten Stunde vernichtend führen zu können. Der Bub in Donauwörth — das war ein kräftiges Schwert gegen Herrn von Biegenau, jetzt und in Zukunft. —

Inzwischen verlebten Karlmann und Toni am Rosentor ihren ersten Liebestraum. Der Zufall schien ihnen günstig zu sein — sie wurden nicht gestört. In Wahrheit aber war die ganz verschiedenartige Auffassung der beiden Mütter Ursache ihres Glücks. Während Frau Rominger alles wußte und absichtlich laufen ließ, überwand sich Frau Tränkles leidvoller Stolz nicht, den Wegen ihrer Tochter nachzuspüren. Sie wollte es jetzt halten, wie sie es immer gehalten hatte — was ehrlich zu ihr kam, das nahm sie ebenso ehrlich auf. Die Warnung, die sie zu erteilen hatte, hielt sie für zu selbstverständlich, um einem Mädchen wie Toni damit nachlaufen zu müssen. Heftig wies sie die Nachtgespenster von sich, die ihr zuflüstern wollten: es geschieht etwas um dich herum, Tag für Tag, was dein ganzes Lebenshaus auf den Kopf stellt. Duldest du das? Willst du denn nicht einmal nachschauen und retten, was noch zu retten ist? Nein, sie wollte es nicht. Sie ließ es Toni immer noch verdienen, daß sie nur der Wahrheit und

des Stolzes von ihr gewärtig war. Insgeheim blieb ihrer eignen, keineswegs ausgelebten Seele auch der Zweifel: Wer darf sich eindrängen in den ersten Sturm von Mann und Weib?

Frau Barbara schwieg, und Juliane, die alles wußte, genoß Tonis Glück von fern. Hilda blieb ihrer brennenden Neugier überlassen, und Vater August war ahnungslos. Der träumte nur von dem großen Auftrag, den das Haus Rominger ihm bei der Doppelhochzeit geben würde. Sonst kümmerte er sich um die Leute vom Josephsberg wenig.

Toni hatte eine sehr lohnende Privatstunde bei Metzgermeisterskindern, die hinter dem Rosentore wohnten, vorgeschützt. Die Familie, zu der sie fast täglich den weiten Weg hinaus machte, existierte wirklich, und wirklich zwang sich die angstvolle Toni dazu, dort eine Stunde orthopädisch zu exerzieren, bevor sie Karlmann in Lehnerts Gasthaus traf. So war sie völlig sicher — persönlich kannten ihre Eltern den Metzgermeister nicht. In der Dämmerung verließ sie den Marktplatz — abends, wenn die Laternen brannten, kam sie erst zurück. Dann hatten die andern schon zu Nacht gegessen, dann blieb es ihr erspart, der drohenden Großmutter mit ihrem fürchterlichen Schweigen gegenüberzusitzen, des Vaters naive Fragen nach den Leuten am Rosentor zu beantworten. Sie war ja sonst so sicher und froh. Was kümmerte sie das Schnüffeln kleiner Seelen, das enge, schmutzige Lauschen der Gassen und Höfe, da sie die langen, langen Frühlingsabende voll Glanz und Himmelsduft in ihrer Liebe hatte? Sie lebte in Karlmann und wußte, er lebte in ihr. Was sollte sonst noch kommen? Was konnte so stark sein, dem ein Ende zu machen? Unbekümmertes Jauchzen, das in den Äther der Seele emporklang und keinen Raum

sonst brauchte, erfüllte sie. Ein Siegesgefühl, eine Daseinsfreude, wie sie sie niemals für möglich gehalten. Klug und ernst dabei bewahrte sie sich die Stunden, da sie Karlmann beriet und an der gemeinsamen Zukunft mit ihm schmiedete. Bei ihr war er davor sicher, nur Rausch und Ermatten zu finden. Sie war ein vom Leben geprüftes Menschenkind, sie kannte schon die Sorge, und wenn er es sich allzu leicht machte, zeigte sie ihm warnend stets die Wirklichkeit.

Schon in den ersten Julitagen hatte sie ihm kräftig zur Seite zu stehen. Karlmann kam ihr eines Abends wie ein Gebrochener entgegen — er hatte zu Hause wieder einen fürchterlichen Auftritt erlebt. Die Familie Rominger rüstete sich zur gemeinsamen Reise nach Karlsbad, wo der Professor, der sehr hinfällig war, die Kur gebrauchen sollte. Klementine, statt dem Kranken Ruhe zu verschaffen, machte eine große Vergnügungsfahrt aus der Badereise — beide Schwiegersöhne wurden nach Karlsbad beordert, Marion, Elsa und Philipp kamen mit, es wurde jetzt zu Hause mehr von Toiletten und Ausflügen, als von der Kur des Vaters gesprochen. In Karlsbad wollte man den Juli bleiben, in Gastein dann zur „Nachkur" den August. Plötzlich hatte sich die Mutter mit ihren eifrigen Plänen zu Karlmann gewandt, zu ihm, mit dem sie wochenlang kein Wort gesprochen. Er müsse mitkommen — die ganze Zeit. Es blieb ihm kein Zweifel, daß es sich um den ersten gewaltsamen Trennungsversuch handelte.

„Sie will mich totfüttern in Karlsbad, damit ich dich vergesse! Zum Idioten will sie mich machen, diese Närrin!" schrie Karlmann.

Toni beruhigte ihn und riet, er solle nur fest bei der Stange bleiben, auf nichts sich einlassen — das imponiere der Mutter am allermeisten.

„Ich habe es getan — was glaubst du," erwiderte er düster. „Aber die Frau ist ja vom Teufel besessen, wenn sie etwas durchsetzen will. Zwei Monate! Als ob zwei Monate uns auseinander reißen könnten! Quälen kann sie uns — ach, Toni — und das will meine Mutter!"

„Karlmann — sprich nit so von ihr — sie hat dich doch sehr lieb."

„Lieb? Weißt du, was sie mir erklärt hat, als ich mich weigerte? Ich entzieh' dir vom Ersten ab dein Taschengeld! Dann kannst du allein in Friedrichsburg bleiben und dich fürstlich amüsieren!"

„So etwas! Aber darf sie denn das, Karlmann? Was tät' denn dein Vater dazu sagen?"

„Mein Vater! Der war nicht dabei! Aber der würde wohl schweigen! Allmächtiger Gott — meine Pläne — die Bücher, die ich brauche — die Ersparnisse, die wir haben müssen, wenn alles biegt oder bricht —!"

„Aber mach dir doch keine Sorgen, Liebling. Ich leih mir was bei Onkel Mohr."

„Wie willst du das anstellen? Woraufhin denn? Außerdem ... Nein, Toni — für meine Zwecke muß ich selbst die Mittel finden —"

„Das versteh' ich nit — das ist doch ganz egal —"

„Nein, nein — sag das nie wieder — morgen — wer weiß — vielleicht macht sie nicht Ernst." —

Klementine machte Ernst — Karlmann sollte sich täuschen. Aber wer diesmal auch Ernst machte, das war zu seiner Überraschung der Vater. Als der von Krankheit, Arbeitshindernissen und Reisefieber überreizte alte Mann vernahm, womit die Mutter Karlmann bestrafen wollte, gab es plötzlich einen gewaltigen Zornesausbruch, und er schrie, daß die Wände hallten. Man solle ihn endlich mit den Narrheiten verschonen. Karlmann sei der Ver-

ständigste von allen, der bleibe in Friedrichsburg, und wenn sie ihren Sohn verhungern lassen wolle, er lasse sich nicht blamieren, er gebe ihm dann auf der Stelle tausend Mark. Das wirkte. Klementine hielt ihre pflichtgemäßen achthundert nicht länger zurück. Zornerfüllt und ohne ihm beim Abschied die Hand zu geben, ließ sie Karlmann in Friedrichsburg das Feld. Nun wurde es still und leer, das sonst so lebensvolle Haus in der Bertastraße. Mit einem Dutzend Koffern und Schachteln waren die Romingers zu fünfen abgezogen. Martha war auch nach Karlsbad beordert. Nur Karlmann blieb als Herr zurück und kommandierte die übrige Dienerschaft. Die Intervention des Vaters, die natürlich allen bekannt war, hatte seinen Nimbus beträchtlich gesteigert. Gute Dinge aus Küche und Keller schleppte er täglich zu Toni nach dem Rosentor hinaus. Von Demmler hatte er sich getrennt — dieser Diener paßte nicht zum Lehnertschen Gasthaus und zu Toni noch weniger — die konnte ihn nicht ausstehen. Karlmann mußte allein alles besorgen. Über sich selbst gerührt und Toni im Innersten rührend, erschien er abends mit Paketen beladen bei Lehnert, und die Geliebte, die ihn erwartete, wischte ihm den Schweiß von der Stirn. Es war ihm jedesmal wie eine Ordensauszeichnung. Dann saßen sie am sauber gedeckten Tisch und soupierten. Das Fenster zum Garten stand offen, der Holder roch süß hinein, zuweilen mischte sich auch der Rauch aus Fabrikschloten in seine Süße. Das tat aber nichts, das gehörte dazu — man war ja nicht auf dem Josephsberge. Dann senkte sich langsam Dunkelheit über den Garten und auf die heißen jungen Sinne der Liebenden. Wie selig war es, die ganze Phäakensippe im fernen Böhmen zu wissen, die

braven Leute am Marktplatz ahnungslos und eine Zukunft vor sich, heller als der griechische Frühling. Sie saßen beisammen, sie nippten, sie tranken, sie tranken den unerschöpflichen Glücksbecher. Zwei Monate. Juli und August. Karlsbad, Gastein... Sie waren in Friedrichsburg. —

Doch etwas Fremdes und Seltsames kam allmählich in Tonis holden Taumel. Es hatte eine dunkle, ernsthafte Stimme. Es hielt sich bescheiden zurück, wenn Karlmann da war — doch wenn sie allein blieb, wollte es gehört sein. Wie der König ihres neuen Lebens, der wahre, eigentliche, allmächtige König, wandte es sich ihr zu. Nicht schrecklich, gar nicht drohend — mild und schön — wie eine große Erfüllung. Sie war nicht das unwissende Geschöpf einer Laune gewesen — sie wußte, was im Glücke schlummerte, sie sah es nun kommen, was vom Frühling der Seele zu erwarten war. Noch verschwieg sie es Karlmann. Sie wollte eine besondere Feierstunde für ihre Mitteilung abwarten, die ihn ihr gewachsen finden mußte. Sie fühlte eine unsagbare, lechzende Freude darauf. Und endlich, endlich kam die Stunde. Überrumpelung brachte sie Karlmann, aber das tiefste Weh wurde Toni erspart. Er hatte ja edles Blut in sich. Sein weißes, knabenhaftes Antlitz überwand den ersten Schrecken nach wenigen Minuten schon, und echte, furchtlose Freude überzog es. Er weinte. Er küßte sie, wie ein Vater die junge Mutter küßt. Und dann wurden Pläne, ganz neue, entscheidende Pläne geschmiedet.

Der Spätherbst durfte sie nicht mehr in Friedrichsburg sehen. Tonis wie Karlmanns Angehörige — sie wurden unüberwindliche Hindernisse. Nur kein Grauen, kein Jammer, kein Fluch auf den Werdegang ihres Kindes. Sie waren ganz einig —

Flucht war das einzige, was ihnen übrigblieb. Aber eine wohlerwogene, bis ins letzte vorbereitete Flucht. Hierfür wollten beide arbeiten — auch Toni, solange ihre Kräfte reichten. Blieben die Eltern ahnungslos, bis sie weit fort waren — dann galt es nur, daß sie die erste Erschütterung überstanden, dann mußten sie den Entflohenen, sobald ihnen die Überlegung kam, ersparte Leiden danken. Im übrigen dachten Toni und Karlmann nur an ihr Kind.

Der werdende junge Vater machte nun hundert Pläne, wie wohl am schnellsten in der Fremde draußen eine sichere Existenz zu gründen sei. Von allen war er entzückt, alle verwarf er wieder. Es war eine schwere, beängstigende Stunde, über die Toni nur mit ihrem guten Humor hinwegkam. So heilig ernst ihr die Gestaltung der Zukunft war — sie machte jetzt doch ihre schalkhaften Beobachtungen. Sie begriff immer mehr, was für ein Kindskopf ihr an theoretischer Bildung so überlegener Karlmann in der Praxis war. Er zeigte sich einfach hilflos, als es galt, den Dingen ins alltägliche Gesicht zu sehen. Hell herauslachen mußte sie — sie konnte sich nicht bezwingen — als er ihr plötzlich erklärte, daß zehntausend Mark das Minimum seien, womit sie für den Anfang jährlich rechnen müßten. Er wohnte wahrlich noch auf dem Josephsberg. Aber sie ließ sich nicht einschüchtern und setzte ihm bündig auseinander, daß königliche Bibliothekare und Museumsleiter sicherlich angenehme Posten hätten, aber einer andern Vorbildung, als er sie hätte, bedürften. Sie war ferner der Ansicht, daß der große Weltbuchhandel studiert sein müsse, bevor man eine vornehme Stellung darin einnehmen könne. Am meisten leuchtete ihr sein Gedanke ein, sich journalistisch, als Kunstkritiker oder Historiker, in

gelehrten Zeitschriften zu betätigen. Seinen Abscheu vor Tageszeitungen begriff sie, das Studium der englischen Geschichte, das, wie er ihr mitteilte, seine Spezialität sei, hatte dort sicher wenig Boden. Wenn auch nicht den Unterhalt, so doch eine wichtige Beisteuer konnte er als Schriftsteller zum gemeinsamen Leben liefern. Im übrigen war sie dafür, daß er seine goldene Uhr und die Perlenknöpfe verkaufte — man hatte dann fürs erste was, besonders wenn das Kind zur Welt kam. Sie selbst wollte, sobald sie wieder auf dem Damm war, ihren ertragreichen Beruf erweitern.

Mit vielem, was sie so rückhaltlos sagte, kränkte sie ihn und demütigte sein tief verwöhntes Selbstgefühl. Aber ihre ganze Art war so makellos ehrlich, so nur auf die Sache gerichtet, daß er sich rasend in sie verliebte, bevor er ihr böse werden konnte, daß er verzieh, wenn ihm eben einfiel, das ginge doch eigentlich nicht. Aber nun blieb noch die große Frage: Wohin sollten sie sich wenden? Beide kamen plötzlich auf den gleichen Einfall. „Wie rafft' ich mich auf..." war der Sinnspruch ihres Lebensbundes geworden. Sie dankten ihn dem unbekannten Manne, zu dem es Karlmann mit starken Seelenfäden zog. Auch Toni wollte ihr junges, empfindliches Glück in seiner Nähe bergen. Sie dachte dabei freilich weniger an Johannes Rollfink als an seine Gattin, in der sie eine aus weiter Ferne rufende Freundin ahnte. In München oder bei München leben — das war überdies verlockend genug. Die Stadt der freien Künste, das Zentrum des deutschen Südens nach Friedrichsburgs engen, tyrannischen Gassen. Dort sollte ihr Kind zur Welt kommen, dort würde es Paten finden, die es willkommen hießen in der Sonne, die allen gemeinsam

war. Karlmann schrieb auf Tonis Rat an Johannes Rollfink. Er wagte es, sich dem Unbekannten anzuvertrauen. Indem er sein Buch neben sich legte, gelang ihm der Brief, und Toni küßte ihn, als sie gelesen hatte, in der glücklichen Scham, die sie stets befiel, wenn ihr aus einer schriftlichen Leistung sein Geist imponierend entgegentrat. —

Der Sommer verging. Aus Karlsbad kamen unerquickliche Briefe. Marion korrespondierte mit Karlmann. Von ihr konnte er noch am ehesten einen ehrlichen Bericht erwarten. Dem Vater ging es schlecht, man hatte recht schwere Sorgen um die Doppelhochzeit im Oktober. Auch äußerte Marion ihre Entrüstung darüber, wieviel man den alten, kranken Mann, der freilich schwer zu behandeln sei, sich selber überlasse. Elsa wolle jede Reunion mitmachen, Philipp keine Theaterpremiere vorbeilassen, und die Mutter halte es für ihre Pflicht, in ihren neuen Toiletten die Vergnügungssüchtigen zu begleiten. Biegenau habe geradezu eine zynische Art, Programme zu machen, während sich Braumüller wieder einmal als der taktvollere, gemütreichere Schwiegersohn entpuppe. Er kümmere sich wenigstens um den Professor, er bleibe im Hotel, wenn Marion bei ihrem Vater blieb. Denn das tue sie — sie habe sich fest entschlossen, dem lieben Vater, für den sie so fürchte, ein treues, aufopferndes Kind zu sein. Ein bißchen zu viel ausgesprochen war in Marions Briefen — aber ihr Charakter trat Karlmann wieder leuchtend entgegen, und er atmete auf, sie bis jetzt doch glücklich zu wissen. Es tat ihm brennend leid, daß Marion nicht seine Bundesgenossin sein wollte. Mit schwerer Sorge erfüllte ihn der Zustand des Vaters. Wenn man schon wegen der Aufregungen, die ihm die kommende Hochzeit brachte, für ihn fürchtete, wie sollte das

Leid, das der Sohn seinem Hause zufügte, auf den alten Mann wirken? Ein tiefes Verhängnis sah Karlmann darin — er mußte dem Vater zufügen, wovor er ihn so gern bewahren wollte. Doch war dies vielleicht weniger seine als des alten Künstlers Schuld, der Werke und Kinder in die Welt gesetzt hatte und doch allein sein wollte.

Das eine stand für Karlmann bald fest: Tonis Rat, noch vor dem Hochzeitsfest die Flucht ins Werk zu setzen, er war unmöglich zu befolgen. Der älteste Sohn verdarb damit alles, ein Schlaganfall des Vaters konnte die schreckliche Folge sein. Nein, nein — Karlmann mußte unbedingt die Hochzeit noch mitmachen. Das konnte er auch seinen Schwestern nicht zufügen. Er sollte fehlen, fehlen aus solchen Gründen, er, an dem Tage, der sämtliche Romingers und Grumbach-Délormes im Hause seiner Eltern vereinigte? Unmöglich! Mit erzwungener Ruhe sagte er es Toni, und sie widersprach ihm nicht. Nur Erstaunen sah er auf ihren blassen, jetzt eigentümlich schweren Zügen. Sie begriff nicht recht, was er an der Hochzeit und was die Hochzeit an ihm haben könnte. Auch kam es ihr ganz undenkbar vor, einen Fluchtgedanken, wie Karlmann, zu haben und unter hundert fremden Menschen zu weilen, an der Freude seiner Nächsten teilnahmlos vorüberzugehen. Aber Karlmann war wohl stark genug, dies zu können. Auch war es ihm immer lieber, das erkannte sie, für seine Vorsätze ein festes Programm zu haben, als wie es ihre Art war, sich dem Zufall in die Arme zu werfen.

Im September ging es ihr schon schlecht, und schrecklich war es, die Komödie zu Hause weiterzuspielen. Nicht minder, ihre so anstrengenden Berufspflichten weiter zu erfüllen. Hiermit mußte sie bald ein Ende machen. Sie fürchtete zu

namenlos für ihr Kind. Aber das Geld war nötig, und wie sollte sie es ohne die Turnstunden durchsetzen, daß man ihr daheim den ganzen Tag überließ? Auch steigerte sich, ins Krankhafte wachsend, ihre Furcht vor der Großmutter. Sie war überzeugt, daß die Alte nur ihr gegenüber schwieg, im übrigen aber das Vertrauen der Eltern zu erschüttern suchte. Das Schweigen der Mutter konnte jetzt nicht mehr naiv sein — das war ausgeschlossen. Freilich hatte Toni einen schmiegsamen Körper, ihre unverbrauchte Jugendfrische kam dazu — mit wenig Kunst konnte sie es durchsetzen, daß ihr Zustand nicht im mindesten zu bemerken war. Übelbefinden gab sie für Bleichsucht aus (ein wunderliches Wort bei ihren rosigen Wangen) — unerschrocken log sie von Arztbesuchen, die sie täglich machte. Aber Mütter haben Augen, die durch und durch sehen. Es war ein schreckliches Leiden für Toni, so ungewiß über Barbaras wahre Meinung zu sein. Sie spürte den stummen Vorwurf, sie sah die Verachtung, und ihr Stolz bäumte sich auf. Schon wollte sie alles übers Knie brechen und der Mutter ihr Geheimnis enthüllen — doch rechtzeitig fiel ihr Karlmann ein, und sie konnte weiter nichts als Juliane einen schweren Blick voll wesensverwandten Kummers zuwerfen.

Eines aber erschien ihr jetzt unmöglich. Sie konnte die Flucht nicht bis nach der Romingerschen Hochzeit hinausschieben. Im Oktober sollte die sein — es war ja furchtbar — um diese Zeit pfiffen es schon die Spatzen von den Dächern, was der Tochter vom Koch am Markt geschehen war. Um diese Zeit würden, wenn Toni sich auf der Straße zeigte, die Leute stehenbleiben und ihr flüsternd nachschauen. Das erste Wort aber, das ihre Mutter für sie fände, konnte wie ein Fluch

klingen und: „Mach, daß du hinauskommst, du —!" Nein!... Sie durfte das nicht über sich kommen lassen. Jetzt beschloß sie, Karlmann zu bitten. Sie wollte fort aus Friedrichsburg — im September schon, im September — sie hielt es nicht mehr aus.

Karlmann steckte wieder mitten im Familiengetriebe. Aus Gastein waren alle zurückgekehrt, und das Haus wurde um und um gestellt — die Doppelhochzeit näherte sich. Dazu der kranke Vater, der sein ungestörtes Nest im zweiten Stock behalten mußte. Es war zum Verzagen, Klementine war noch nie so nervös gewesen wie jetzt. Auch die Geschwister gerieten in anormale Aufregung, und Philipp sogar ging im Hause umher, als ob er gewaltige Taten verrichtete. Es kam zu heftigen Streitigkeiten mit Biegenau und Braumüller, die als Schwiegersöhne mitreden wollten, aber keinen Einfluß zugestanden erhielten. Das Fest war eine Kultur- und Geschmacksfrage — da schaltete man die beiden aus. Braumüller, dessen Portemonnaie beharrlich in Anspruch genommen wurde, protestierte noch am längsten. Aber eines Tages mußte auch er sich zurückziehen, denn er hatte sich zu seinem Unglück lächerlich gemacht, und ein Abenteuer, das ihm passiert war, kam leider zu den Ohren der Familie. Braumüllers größter Ehrgeiz war es, Kommerzienrat zu werden. Hier in Friedrichsburg, wo seine künftigen Schwiegereltern Beziehungen bis zum Landesherrn hatten, sah er die beste Aussicht dafür. Er hatte einen vorzüglichen Plan geschmiedet. Die Residenz sollte eine allgemeine elektrische Beleuchtung erhalten, ein reißendes Nebenflüßchen des Neckars bot seine nie benützte Kraft für das Werk. Im Rat der Stadt wie in der Regierung waren Stimmen für und gegen das Projekt. Ausschlaggebend wurde

trotz allen ideellen Kontroversen die Beschaffung des Geldes, und um eine hierzu nötige Anleihe zu realisieren, wollte Franz Otto Braumüller seinen Einfluß in Frankfurt am Main geltend machen. Gelang ihm dieses Manöver, so war der Kommerzienratstitel gesichert. Aber man kannte ihn in Friedrichsburg noch wenig, er war noch der Herr Niemand, er bedurfte vor allem der Aufmerksamkeit einer hochgestellten Person, am besten des leutseligen Großherzogs selbst. Wie aber sollte er sie erregen? Er beschloß zunächst, es so einzurichten, daß er dem Landesvater auf seinen täglichen Spaziergängen begegnete. Lange gelang es ihm nicht, da der Großherzog eines Schnupfens wegen im Schlosse blieb. Als der beharrliche Braumüller aber eines Nachmittags durch die enge Johanneskirchgasse schlenderte, sah er die hohe Gestalt des Fürsten auf sich zukommen. Jetzt endlich war der große Moment gegeben. Er trat zur Seite, zog den Hut, so tief er nur konnte, und nahm die Stellung eines spanischen Höflings ein. Der Großherzog wollte eben wiedergrüßen, doch im nächsten Augenblick erscholl ein mißtönendes Gekreisch, dann ein wütendes Bellen, und der entsetzte Braumüller fühlte sein Beinkleid von scharfen Hundezähnen gepackt. Er war in seiner Devotion zu rasch zur Seite getreten und hatte die Pfoten eines großherzoglichen Terriers unsanft berührt. Der entrüstete Fix wollte ihn beißen, sich rächen als beleidigter Hofbeamter, Fox half ihm — es war eine kritische Situation. Doch der Großherzog trieb die Hunde mit seinem Rohrstock zurück — dann warf er echauffiert dem unglücklichen Braumüller, der noch immer den Hut in der Hand hielt, einen verdrießlichen Blick zu. „Sie müssen sich ein bißchen vorsehen, lieber Herr." Mit diesen Schnarrworten ging er vorüber. So hatte

Franz Otto eine persönliche Ansprache des Landesvaters weg. Aber zum Kommerzienrat konnte sie ihm nicht verhelfen. Leider tauchte jetzt auch in Philipps Gestalt ein schlimmer Zeuge seines Abenteuers auf. Braumüller ließ sich in der Verwirrung verleiten, dem tückischen Schwager alles zu erzählen, und Philipp war um eine Anekdote reicher. Das war ein schwerer Schlag für Franz Ottos persönlichen Nimbus. —

Klementines Feldherrntalent siegte trotz aller Hindernisse wieder einmal. Sie deckte die gewaltigen Kosten mit Hilfe ihrer Mutter, sie brachte es durch ärztliche Kunst so weit, daß Justinus an der Trauung und an der Festtafel teilnehmen konnte, das Haus und der Garten hatten ein wundersam abgestimmtes Herbstgewand bekommen — wenn nicht alles trog, mußte der dreizehnte Oktober ein unvergeßlicher Tag in der Romingerschen Familiengeschichte werden. Karlmann hatte, ohne es zu wollen, einen ganzen Packen wichtiger Pflichten aufgeladen bekommen. Er gehörte eben doch dazu — mochte er sich wehren oder nicht. Hans Stichlinger, der kleine, schiefe Schweizer, der sich als Faktotum wieder bewährte und das Malen vollständig aufgegeben hatte, wurde Karlmanns Adjutant. Karlmann hatte ihn gern und betäubte sich damit, einen dionysischen Teil des Hochzeitsfestes zu entwerfen. Es war die Zeit der Weinlese. Böllerschüsse sollten krachen, Raketen in den Nachthimmel aufsteigen, in jeder Laube, schwer von Trauben umrahmt, ein junges, seliges Paar den Freudenbecher leeren. Karlmann wollte einsam an diesem Taumel teilnehmen, doch niemand sollte erfahren, welche unendlich spendende Geliebte er im Arm hielt. So, im Rausch, im wilden, alles lösenden Bacchanal wollte er die

letzten, schwersten Stunden bestehen, um dann, wenn alles in den Morgen hinein schlief, zu Toni zu eilen, mit ihr der alten Heimat Valet zu sagen.

Er erzählte diesen Plan, der ihm so viel und ihr so wenig gab, begeistert der Geliebten. Sie hörte ihn kopfschüttelnd an. „Karlmann," sagte sie ernst, „das gefällt mir nit — schon rein an sich genommen. Ich finde, es liegt etwas Unwahres und Unsauberes in der Geschichte."

„Wie?!" fuhr er auf, zum erstenmal eine tiefe Kränkung in den Zügen.

„Ja, Karlmann. Warum soll ich dir's nit sagen, wie ich's mein'? Ich halt' es für das beste, wenn du die Leut da unter sich läßt. Entweder — oder. Mit dem Herzen gehörst du ja doch nit mehr zu ihnen."

„Du meinst, ich soll die Hochzeit gar nicht mitmachen —?"

„Das mein' ich. Ich bitt' dich sogar darum. Noch einmal, Karlmann. Tu mir die Lieb'. Jetzt ist der zwanzigste September — am dreizehnten Oktober kann ich unmöglich mehr hier sein. Unmöglich, Karlmann. Verstecken darf ich mich nit, das weißt du. Dann kommt meine Mutter, und alles ist aus. Dann kann ich nit mehr fort, Karlmann."

„Das ist deine fixe Idee! Du übertreibst immer, du nimmst alles so schrecklich schwer, Toni —"

„Nimmst du es denn leicht?"

„Kein Mensch hat eine Ahnung —"

„Jetzt . . . Am dreizehnten Oktober werden's alle wissen. Und — das — die Leut — das ist das einzige, was ich nit ertrag'."

Sie brach zusammen. Er hielt sie, wollte sie beruhigen — so hatte er sie nie gesehen. „Aber Toni," bat er, „Toni — fasse dich! Du schadest ja — du schadest uns allen! Sieh mal, ich tu' doch auch, was menschenmöglich ist! Aber

das Unmögliche kannst du nicht von mir verlangen! Ich habe schließlich kindliche Verpflichtungen meinen Eltern gegenüber, wenn ich auch vorhabe — — —"

Ein wilder, böser Anfall ließ sie plötzlich auffahren und machte ihre verborgene Bauernnatur frei. „Ach was!" schrie sie laut und blitzte ihn drohend mit ihren dunkeln Augen an. „Kommst du mir wieder damit! Das war doch erledigt! Erst komm' jetzt ich! Ich und das Kind! Was du den Leuten am Josephsberg schuldest, das kannst du ein andermal abmachen! Bei besserer Gelegenheit! Ich hab's jetzt satt, das halbe Getu'!"

Er ließ sie los und starrte sie lange an. Ein tiefer Groll wollte sein Herz ergreifen, aber im letzten Moment schützte ihn die Liebe davor, ihn zu Worten kommen zu lassen. Dunkle Röte im Antlitz, wandte er sich der Tür zu und ging ohne Antwort hinaus. Er hörte noch ihr jammerndes Aufschluchzen, aber er kehrte nicht um. Zu tief hatte es ihn getroffen — „das halbe Getu'". Sie hielt ihn also für halb, noch immer für halb. Nun, dann war alles vergebens. Er lief vor das Rosentor hinaus, an den schmutzigen Gräben entlang, wo die Färber wohnten. Nach einer Stunde erst trieb ihn die bohrende Angst nach Lehnerts Gasthaus zurück. Zu seinem Entsetzen fand er das Zimmer leer. Auf dem Tisch lag ein Brief mit fremder Aufschrift, daneben ein Zettel von Tonis Hand: „Bin nach Haus gefahren. Schreib mir, wann du mich wieder sprechen willst. Hier ist ein Brief, der heut kam, ich konnte ihn noch nicht geben. Toni." Ruhe und tiefe Rührung überkamen ihn. Der längste, wortreichste Liebesbrief hätte ihm nicht so viel geben können wie diese einfachen, dem Schmerz entrungenen Zeilen. Ja, Toni blieb Toni. Von wem war der Brief? Er las ihn. Von Eva Rollfink.

Sie hatte für ihren blinden Gatten geschrieben. Es war eine Einladung, ein Ruf von solcher Herzlichkeit, so nahe schon und zuverlässig, daß ihm Tränen in die Augen traten. Ja, sie hatten gut gewählt. Nur zu seinem Vetter konnte ihr Weg jetzt gehen. Aufmerksam las er den Brief immer wieder und beherzigte die Ratschläge, die ihm die festen Schriftzüge von Evas Hand gaben. Dann ging er fort, um nachts schon unter Tonis Fenster auf dem Marktplatz zu stehen. Er wollte ihr sagen, daß ihm jetzt alles gleich sei — er willige in die Abreise vor dem dreizehnten Oktober ein. Doch sie war wie entzaubert, als sie ihn wieder in ihren Armen hielt. An seinen Lippen hängend, flüsterte sie, er solle ihr doch verzeihen. Sie werde selbstverständlich alles auf sich nehmen, um sein Gewissen vor den Eltern reinzuhalten. Sie habe sich besonnen — nichts auf der Welt sei so arg wie ein Zwiespalt. Was kümmere sie die ganze Menschheit? Es müsse alles nur nach Karlmanns Willen geschehen. —

So blieben sie in Friedrichsburg. Toni schleppte sich weiter täglich zum Rosentor hinaus. Es erschien ihr allmählich lächerlich, ihren Zustand noch verbergen zu wollen, sie glaubte bestimmt, daß jeder ihn sah, der Augen zum Sehen hatte. Wie ein Gebrechlicher ein schweres Gebrechen, so trug sie ihr werdendes Glück vor den Leuten herum. Sie begriff nicht, warum die Mutter sie nicht fragte — sie schämte sich vor Hilda und Juliane unsäglich. Endlich kam der dreizehnte Oktober heran. Es war ein Tag, an dem Toni besonders leidend war, und Karlmann sollte sie bis zum nächsten Morgen nicht sehen. Um drei Uhr hoffte er von zu Hause fortzukommen. Alles war im Lehnertschen Gasthaus vorbereitet, den Wagen brachte Karlmann mit — im grauenden Morgen entschwanden sie allen Blicken.

Sie saß auf dem Bett, den fertig gepackten Koffern gegenüber. Sie zog sich nicht aus, sie legte sich nicht schlafen — Johannes Rollfinks Buch im Schoße, das sie nun schon auswendig kannte, wollte sie einsam die Stunde der Erlösung heranwarten. —

Das Romingersche Haus in der Bertastraße erstrahlte inzwischen im Festgewand. Glücklich war alles, von Klementine bis zum jüngsten Gärtnerburschen. Auch Vater Tränkle war glücklich, denn er hatte seinen großen Auftrag ausgeführt und persönlich all die wunderbaren Schüsseln zum Josephsberg hinaufgeliefert. In gehobenster Stimmung, vom schweren Sherry, den ihm ein Lohndiener kredenzt hatte, beschwipst, machte er sich auf den Heimweg. Ja, diese Romingers, diese Romingers — es waren doch hochfeine Leute.

Nach der Trauungsfeier in der Kirche hatte Justinus sich in sein Zimmer zurückziehen müssen. Er kämpfte gegen Ohnmachtsanfälle — seine Teilnahme an der Festtafel war leider ausgeschlossen. Karlmann war es, der den Vater zu Bett brachte, während im Hause alles schwatzte und lachte, die Brautpaare gratulierend umdrängte und mit feierlicher Spannung Klementines Hochzeitsmenü entgegensah. Karlmann entkleidete den Vater, der es mit einem stillen, stumpfen Lächeln geschehen ließ. Ihm zitterten die Hände dabei — was war das — sie durften ihm ja nicht zittern — er wollte jetzt stark sein, an Toni denken, sich nicht verraten. Was wußte der alte, lebensmüde Mann von der Frühsonne, der er entgegenschritt? Eine Ahnung von der letzten Stunde ihres Beisammenseins mochte freilich in ihm dämmern, denn er sagte plötzlich, sich stöhnend ausstreckend: „Danke, mein Junge ... Wenn ich dir noch einen Gegendienst leisten kann —

soll gern geschehen.“ Da drückte ihm Karlmann nur stumm seine schlaffe Hand — wie ein endlich Erkannter, endlich Gehobener — dann verließ er rasch das Zimmer.

Ein düsterer Zwang gab ihm die Kraft, als stiller Beobachter an der Hochzeitstafel teilzunehmen. Wie haßte er heute die geschmückte, lachende, schwatzende Menge! Diese gerührten Redner, die froh waren, wenn sie ihr Anstandswort dem leider erkrankten Hausherrn gewidmet hatten, um dann die sorgfältig gesammelten Scherze anbringen zu können. Der schlimmste war Graf Kilchberg — er sprach in Versen. Einen Damentoast. Und Braumüller dankte dem Hause Rominger, während Biegenau glücklicherweise schwieg. Der Fabrikant sprach besser, als Karlmann ihm jemals zugetraut hatte. Ganz einfach und am Schluß nicht ohne Gemüt. Philipp, der bestimmt gehofft hatte, daß Braumüller steckenbleiben würde, verlor seine sämtlichen Wetten. An seiner Tafelecke herrschte ein übermütiges, kicherndes Leben. Und die Bräute? Sie schienen sehr glücklich zu sein. Vor allem sahen sie wunderschön aus. Die Mutter aber? — Die Mutter vergaß allmählich, daß der arme Justinus ihr Programm durchkreuzt hatte. Sie war jetzt froh, daß sie ihn nicht länger zur Gesellschaft gezwungen. Mochte er sich oben ausruhen — sie war auf der Höhe ihres Lebens. Sie strahlte ein großes, unbezwingliches Glück aus, denn die ganze Residenz war Zeuge. Lange sah Karlmann seine Mutter an. Er prägte sich mit halb bewußter Absicht ihr schönes Bild ein, wie er es jetzt vor sich hatte — spendend, erfreuend, bejubelt von allen Seiten. Doch als sie plötzlich ihre lachenden Augen auch auf ihn richtete, drehte er sich fort. Er wußte, wie tief er sie damit

verletzte, aber es ging nicht anders, er mußte sich schützen. Die Gefahr war zu groß.

Dann kam die Nacht, das Gartenfest, das lange, holde, märchenhafte. Und Karlmanns Abschiedsstunde vom Elternhause kam. Er hatte seinen Kräften zuviel zugetraut. Stichlinger suchte ihn vergebens, um das Feuerwerk mit ihm abzubrennen und die Champagnerkübel, die auf einem kleinen, von Eseln gezogenen Wagen standen, von Laube zu Laube zu fahren. Die Esel waren eine Idee Philipps, der damit eine Anspielung auf die Schwiegersöhne machen wollte und außer sich vor Vergnügen war, als Biegenau seine Idee besonders hübsch fand. Stichlinger suchte Karlmann überall — als er den Wunderlichen endlich im letzten Winkel des Gartens auf der Mauer sitzend gefunden hatte, mußte er allein wieder abziehen, denn Karlmann war zu nichts mehr zu bewegen. Offenbar waren ihm die Getränke bei Tisch sehr schlecht bekommen. Bleich und nunmehr ganz allein starrte Karlmann in den Mond auf. Zischend fuhren Raketen aus den dunkeln Gebüschen, prasselnde Schwärmer folgten, bunte kreisende Feuerräder. „Ah!" rief man bewundernd auf der Veranda, wo sich die zuschauenden Gäste drängten. „Ah!" erklang es nach jeder Nummer. Wie unheimlich mochte das Prasseln und Knallen den einsamen Vater berühren, der in seinem Bette Schlaf suchte und nichts von den lärmenden Menschen sah. Wer mochte jetzt zu ihm hinaufgehen? Marion? Elsa? Die Mutter? Karlmann hätte es gern gewußt. Plötzlich sah er eine Gestalt an des Vaters Fenster. Er starrte hin — es war Philipp. Er dankte es ihm tausendmal und war tief mit ihm versöhnt. Versöhnung auch mit all dem Getriebe dort unten ergriff ihn — mit der Mutter, mit den Schwestern.

Jetzt ging er — er verließ sie, aber er würde wiederkommen. Undankbar, treulos konnten sie ihn noch schelten — bald aber sollten sie andre Worte finden. Wenn er sie andern Dank und andre Treue ernten ließ. Das war sein Ziel. Er gab sich einen letzten Ruck, sprang von der Mauer und verließ, Gelächter, Licht und Lärm im Rücken, durch eine Seitenpforte den Garten. Er sah sich nicht mehr um.

Um vier Uhr rollte durch die grauen, harten, laut widerhallenden Straßen Friedrichsburgs der Wagen, der Toni und Karlmann zum Bahnhof trug. Um halb sieben Uhr bestiegen sie den Münchner Zug. So lange hatten sie frierend im einsamen Wartesaal zu sitzen. Der Morgen wurde klar und blau. Es war ein rechtes Ins-Glück-Hinausfahren, das er ihnen bescherte. —

Die beiden jungen Ehepaare des Hauses Rominger verließen erst am nächsten Nachmittag, nordwärts und südwärts, Friedrichsburg. Die Braumüllersche Hochzeitsreise ging nach Frankreich und Holland, die Biegenausche nach Italien. Bis zuletzt hatte man sich gestritten, welche Reise schöner wäre. Klementine war noch bis sechs Uhr, bis die letzten Gäste den Garten verlassen hatten, unterwegs. Das Seltsame geschah — es fiel ihr jetzt erst auf, daß sie Karlmann viele Stunden nicht gesehen hatte. Noch kam ihr keine böse Ahnung dabei — sie hielt seine Eigenbrödelei nur für den alten Trotz. Als aber im Hause alles zu Bett war und der fade Geruch von verbrannten Kerzen, Zigarren, offenen Weinflaschen und welken Blumen sich mit der harten Frühluft mischte, stieg Klementine, sich fröstelnd in einen Schal hüllend, aus der Wüstenei in Karlmanns Zimmer hinauf. Er war nicht dort. Sie weckte den weinschweren Philipp, der

wegen der Störung sehr ergrimmte und keine Auskunft gab. Marion und Elsa waren unmöglich aufzusuchen — das Personal wußte nichts. Niemand hatte den jungen Herrn fortgehen sehen. In stummer, ahnungsvoller Angst wartete Klementine die Stunde der ersten Post ab. Es kam ein Brief von Karlmann. Philipp hörte plötzlich einen Aufschrei der Mutter, und entsetzt eilte er zu ihr. Alles lief zusammen, alles glaubte, Herr Karlmann habe sich ein Leid angetan. Darüber beruhigte Philipp, als er den Brief gelesen. Dann führte er seine fassungslose Mutter in ihr Zimmer. Sie weinte, sie schimpfte, sie raste — telegraphieren wollte sie — die Behörden aufrufen — endlich faßte sie sich aber, denn Philipp riß sie gewaltsam der Tür zu. Dort stand Justinus Rominger in seinem alten Schlafrock, blaß, mit wirrem Haar. Der Lärm hatte ihn heruntergeführt — schon wußte er alles.

„Was willst du!" herrschte er sie mit hohler, aber mächtiger Stimme an. „Mit wem haderst du! Laß deine Hände von dem Jungen! Nun ist er dir davongelaufen! Du bist an allem schuld!"

„Ich?! Ich, Justinus!"

„Am meisten du! Und ich sag' dir's — wenn's jetzt auch wie 'ne Schlechtigkeit ausschauen mag, was er getan hat — die erste Gescheitheit, die ich von ihm sehe, ist es! Besser schlecht sein, als eine Null sein! Ich verbiet' dir's, daß du ihm nachspürst, ich verbiet' dir's! Das Leben soll ihn endlich in die Finger kriegen! Das wahre Leben!"

„Justinus! Mein Karlmann!"

„Ich verbiet' dir's!"

Damit machte Justinus Rominger kehrt. —

Um dieselbe Stunde standen sich August und Barbara Tränkle am Marktplatz gegenüber. Die

Großmutter und die Töchter schliefen noch — Toni war ausgeflogen. Wohin, mit wem — das lehrte sie der Brief, der eben gekommen war. Erst las ihn der alte Koch, dann seine Frau. Die Knie zitterten ihnen. Sie konnten nur einander anstarren mit großen, angstvollen Augen, sie konnten nur stöhnen, stöhnen und endlich sich setzen.

So lautete Tonis Brief: „Lieber Vater! Liebe Mutter! Meine geliebten Eltern! Wißt Ihr's, was ich Euch zu sagen hab'? Ahnt Ihr's schon? Oh, wenn ich das wüßte! Verzeiht mir! Das ist ein Abschied heut, aber ich hoffe, nicht auf lange! Ich will mein Kind, mein süßes einziges, in Ehren zur Welt bringen. Mit meinem Karlmann zieh' ich heute in die weite Welt hinaus — er wird mich heiraten, er wird meinem Kinde ein Vater sein. Wir kennen uns, wir verstehen uns, wir lieben uns! Nie, nie werde ich ihn verlassen! Das Leben ist so schön, so groß — ich danke Euch, Ihr Einzigen, Treuen, daß Ihr mir's geschenkt habt! Auf Wiedersehen, wenn alles wieder ruhig und gut ist! Ich konnt' nicht länger hierbleiben — meinetwegen und Euretwegen! Denkt in Frieden an Eure Euch ewig liebende Toni."

Lange saßen Vater und Mutter Tränkle auf ihren Stühlen und starrten das Blatt an. Erst als die Frau sich regte, kam auch in den Mann etwas Leben. „Hast du's gewußt?" fragte er heiser.

„Nein, August — das — das nit..." Barbara weinte.

„Hab's mir gedacht," flüsterte der Alte. „Kann ja nit anders sein. Denn sonst — wir hätten sie doch behalten — was — was kümmert mich der Markt!"

VIII

In Ammerfeld, eine Stunde südwestlich von München, inmitten eines Obstgartens, lag das Häuschen Johannes Rollfinks. Der blinde Erfinder, ein gebräunter, hagerer Mann, der sich ziemlich rasch und sicher tastend auf seinem Anwesen bewegte, war von der leuchtendsten Herbstpracht umgeben. Gleichsam stöhnend unter ihrer Fruchtfülle standen die Apfelbäume in Reih und Glied, die Zwetschgen hatten jetzt mehr Violett als Grün an ihren Zweigen, und der uralte Nußbaum verhüllte mit seinem Rauschen zahllosen Ertrag. Das einfache Landhaus, abseits von der Straße, trug nach Süden hin ein Weinspalier, wie es selten in dem rauhen Oberlande vorkam. Blau und schwer hingen die Trauben auf der weißen Mauer, und eine Vogelscheuche, die Evas Malerphantasie entworfen, hatte Mühe, die frechen Nascher von den reifen Beeren abzuhalten. Eva konnte sich nicht entschließen, die Trauben abzunehmen — ihr Anblick war ihr mehr als ihr Genuß, und sie sollten immer noch Sonne trinken, um selbst wie Sonnensaft zu schmecken nachher. Bis zum Fluß hinunter erstreckte sich der Obstgarten. Die Nachbarn zu beiden Seiten waren Bauern — Rollfinks waren gut Freund, aber sprachen selten mit ihnen. Ihr Garten verbarg sie auch hier vor der Welt. Bergmann, der große Bernhardiner, war ihr einziger Hausgenosse. Johannes und Eva Rollfink hatten kein Kind. Seit drei Jahren lebten sie nun in Ammerfeld bei München. Fern, in abendroter Vergessenheit lag Ägypten, Evas Heimat, Johannes' Unglück und Glück. Der Name des Erfinders und Philosophen von Ammerfeld war weithin bekannt — es war weniger Vernachlässigung als instinktive Scheu, daß die Menschen ihn in der

Abgeschlossenheit ließen. Zuweilen nur flog ein seltener Vogel, ein neues Buch, aus dem einsamen Versteck in Stadt und Welt hinaus. Dann horchte man auf und lauschte — bis es wieder still wurde in Ammerfeld, durch Monate, durch Jahre.

Der Brief, den Karlmann Rominger geschrieben hatte, brachte eine stärkere Bewegung in den stillen Lebensfluß dieser Menschen. Heute, an einem goldklaren Oktobersonntag, erwarteten sie Karlmanns und seiner Braut Besuch. Eva war früh nach München gefahren, um Einkäufe für das Abendessen zu machen. Johannes erwartete sie, mit einer Pfeife vor dem Hause sitzend, wie die Bauern an ihrem Sonntag taten. Oft holte er Eva von der Bahnstation des größeren Nachbardorfes ab und ging so sicher an Bergmanns Seite die Landstraße hinauf, daß man ihn für einen Sehenden halten konnte. Aber Eva liebte es nicht, ihn so in seiner feinsten Kraft allein und rohen Zufällen preisgegeben zu wissen — sie schwang sich am Bahnhof aufs Rad, und in fünf Minuten war sie die abschüssige Strecke bis Ammerfeld hinuntergefahren. So auch heute. Johannes erwartete seine Frau, in wohliges Sinnen versunken, vom heißen Flüstergeräusch des Mittags umgeben. Als der erste Glockenschlag vom Kirchturm erklang, hörte er schon ihren vertrauten, hellen Ruf, und ein rasches Heransausen, ein leichtes Abspringen, eine Umarmung, ein Kuß meldeten Evas Ankunft. Sie strich sich das straffe, schwarze, beim Fahren zerflogene Haar aus dem hellbronzefarbenen Antlitz — den Strohhut mit der roten Schleife auf den Rasen werfend, setzte sie sich neben ihn und erzählte von der Stadt. Johannes hörte mit aufrichtigem Anteil zu, solange Eva das Erzählen wohl tat. Um vier Uhr kamen die Friedrichsburger. Eva

stand auf und führte ihren Mann über die halbdunkle Stiege in das Speisezimmer. Über die Stiege führte sie ihn immer. In einer seltsam kindlichen Verwechslung glaubte sie ihn dort unsicher, wo ihre eignen Augen nicht mehr klar erkennen konnten. Er wiederum, dem Hell und Dunkel einerlei waren, hatte ein Wohlgefühl an ihrem Irrtum und liebte es, daß sie ihm die Lichtunterscheidung noch zutraute. So fühlte er das einzige beschwichtigt, was sich verstimmend zwischen ihnen hätte regen können — das Unheimliche eines Blinden für den, der sah und sich des Sehens nicht bewußt wurde.

Beim Mittagessen sagte Johannes, der langsam aß und gern Pausen machte, um Evas ungestümem Klappern zu lauschen: „Ich freue mich wirklich auf den Besuch. Nicht, weil sonst niemand kommt — wir brauchen niemand. Aber der Karlmann —"

„Deine Familie!" rief Eva, ihm über den Tisch eine geschälte Birne reichend.

„Ja, meine Familie," erwiderte Johannes lächelnd. „Du weißt, ich habe die Bekanntschaft der Romingers nie gesucht. Ich wußte, sie sind Genießer vom Tage, sie sind Menschen, die sich mit den Werten des Lebens mehr behängen, als sie in sich eindringen lassen. Onkel Justinus war immer ein Künstler auf halbem Wege — er mußte einfach, als er vierzig Jahre war, Akademieprofessor werden. Nun leidet er gewiß an der bösen halben Tragik, die wie ein Wurm nagt und plötzlich wie ein Löwe vernichtet. Die Frau hat vier Kinder, sie kennt alles, liebt alles, besitzt alles, aber ihr Leben verfliegt. Du wunderst dich vielleicht, woher ich das weiß, Eva? Ich habe die alten Romingers dreimal gesehen. In Italien war's. Und was ich

dreimal gesehen habe, das lerne ich später, im Nichtmehrsehen, völlig kennen."

„Wie denkst du über die Kinder?" fragte Eva, ihre großen, dunkeln Augen ruhig auf Johannes gerichtet.

„Die Mädchen haben jetzt geheiratet — davon weiß ich nichts. Philipp hat einen ausgezeichneten Magen, und Karlmann —"

„Karlmann hat auch schon geheiratet. Aber sicher, Johannes," sagte Eva mit leisem Lachen, indem sie die Obstschale an sich zog.

„Das ist doch ein Mann, oder sagen wir ein Jüngling ..." erwiderte Johannes errötend, mit bedächtigem Humor.

„So? Ihr Männer verändert euch wohl nicht, wenn ihr heiratet?"

„Ich brauche den Mann nie im Plural."

„Oh, du bist ein Schlauer!"

Sie erhob sich und trat an das Klavier. Dann sagte sie halblaut: „Ich freue mich so auf das Mädel. Toni Tränkle. Die muß gut sein. Der helf' ich — über alles."

„Freust du dich auf deine Toni, so freu' ich mich auf meinen Karlmann. Dann sind wir quitt. Er ist ein Rominger, der aus dem Nest geflogen ist — der erste. Er muß der Übergang zum neuen Geschlecht sein. Schöne Mitgift haben sie alle — aber wer nutzt sie aus? Wer von ihnen wendet den Reichtum vernünftig an, das Blut des deutschen Patriziertums und des pfälzischen Ritteradels in den Adern zu haben? Karlmann muß es doch mehr sein als Dekoration und Prestige. Er vollzieht die Umwandlung, er will gesund werden, indem er sich mit einem Kinde des Volkes verbindet ... Das steht in seinem Brief. Ein schöner Brief, Eva. Hältst du denn wirklich nichts von Briefen?"

„Doch, Johannes. Wenn du etwas davon hältst..."

„Ich diktiere dir meine Briefe, und Karlmann schreibt die seinen selbst. Da ist doch kein Unterschied. Kein wesentlicher wenigstens."

„Kein wesentlicher."

Sie lachte leise und spielte jetzt ein Schumannsches Stück. Er schüttelte den Kopf, dann lauschte er dankbar. —

Nachmittags saßen Karlmann und Toni den Rollfinks gegenüber. Karlmann waren die Strapazen der Flüchtlingstage stärker anzusehen als seiner Geliebten. Sein Antlitz war blaß und eingefallen, die rosige Frische fort, die blauen Augen blickten unstet. Um so sorgfältiger hatte er, um der verwirrenden Situation Herr zu werden, seine Kleidung gestaltet. Kein seßhafter Rominger zu Friedrichsburg konnte einen schöneren Besuchsrock anhaben, eine bessere Krawatte tragen als Karlmann, der aus dem Elternhause Entlaufene, der Revolutionär der freien Liebe. Mit etwas ängstlicher Würde, wortkarg und voll Nervosität, beantwortete er die Fragen des Vetters. Er vergaß ganz, daß er von Johannes Rollfink nicht gesehen wurde. Diese klare, heitere, edel männliche Art mußte ihn durch und durch schauen — es war nicht anders möglich. Aber sie löste auch allmählich Karlmanns Befangenheit. Im Kernpunkt fühlte er Johannes' Zustimmung — das war ihm genug und befreite ihn. Schon begann die anfangs unendliche Distanz zwischen ihnen sich zu verringern. Toni und Eva hatten sie nach wenigen Minuten überwunden. Tonis Empfinden wurde seltsam hin und her gerissen. Bald hafteten ihre Augen beglückt und liebevoll auf der fremdartig schönen, lebensprühenden Frau — bald richteten sie sich traurig auf den

maßlos Beraubten, ihren Besitzer. Noch fand sie sich nicht zurecht. Was hier wie Unglück erschien, war Glück vielleicht, und irgendwo, in sonniger Schönheit, mochten dunkle Schmerzen wohnen. Mit feuchten Augen blickte Toni der Frau, die ihre Freundin in der ersten Stunde wurde, ins gütige Gesicht. Sie ahnte nicht, wie lieb Eva sie schon um der Trauer willen hatte, die sie für Johannes empfand — jetzt vollends schloß sie sie ganz ins Herz. Das wehe, lust- und leidvolle Durcheinander der ersten Gespräche wurde durch einen echten Toniausspruch in glücklichen Humor aufgelöst. Die Männer sprachen über die Frage, worin der Vorzug einer produktiven Tätigkeit vor einer reproduktiven eigentlich zu finden sei, und Rollfink meinte: „Ja, was ist schließlich besser, ein Buch verstehen oder ein Buch schreiben?" Da rief Toni, die nicht hingehört und mit Eva gesprochen hatte, unvermittelt zwischen: „Ihr Buch, Herr Rollfink! Das ist wunderbar!"

Jetzt lachten alle und standen auf. Man verließ den Teetisch und wanderte ein wenig über die abendroten Felder. Karlmann, der es wie eine Auszeichnung fühlte, Johannes' Arm zu nehmen, ging mit seinem Vetter voraus. In einiger Entfernung, gleichfalls untergefaßt, folgten die Frauen.

„Wir sind Ihnen so dankbar," sagte Toni leise, indem ihr Blick an Evas schlanker Gestalt entlangglitt. „Am meisten hatte mein Karlmann ja gefürchtet, daß es Ihnen nit recht sein möcht', sich in Gegensatz zu seiner Familie zu bringen. Indem Sie uns gut aufnehmen, mein' ich . . ."

„Wir tun, was uns richtig erscheint. Wir fühlen da gar keinen Gegensatz. Was wissen wir denn von den Friedrichsburgern."

„Ja, ihr seid frei," seufzte Toni unmittelbar.

„Ihr doch jetzt auch?"
„Allmählich werden wir's. Der Anfang ist natürlich schwer."
„Wissen die Eltern, wo ihr seid?"
„Wir haben beide noch einmal hingeschrieben — ich an meine Leut' und Karlmann an seine."
„Antwort bekommen?"
„Nein."
Sie hatten einen Hügel erreicht, der eine Bank trug und einen weiten Ausblick über das herbstliche Land spendete. Am dunstigen Horizont erschienen die Türme von München. Im Westen sank die Sonnenscheibe rot und klar hinab.
„Wir behalten gutes Wetter," sagte Eva.
„Ist es ein reiner Untergang?" fragte Johannes.
In seltsam tiefer Ergriffenheit sah Karlmann nach diesen Worten seinen Vetter an. Ein reiner Untergang, durchzog es sein Gemüt — ja, das ist viel, du prophetischer Blinder. Freust du dich daran, ohne ihn zu sehen? Und ich, ich Sehender, was will denn ich? Noch immer weiß ich mich nicht zu bescheiden. Noch immer erkenn' ich mich nicht selbst. Hier, auf diesem Erdhügel, ist alles, was ich habe: mein junges, aufwärtsstrebendes Ich, mein Weib, meine einzigen Freunde. Versöhnung klingt es glockenrein durch das stille Abendland. Versöhnung mit all denen, die ich für Feinde hielt, und die mir wohltaten als Feinde. Versöhnung!
Stumm, an Tonis Seite, starrte Karlmann in die große Landschaft hinaus. Der Rauch aus den Torfhütten stieg aufrecht in die reine, durchleuchtete Luft. Ein Fischreiher rauschte aus dem Röhricht des Flusses auf und zog mit weiten Schwingen zur schwarzen Ruhe des Waldes hinüber. Die Grillen in der Wiese verstummten allmählich. Es dunkelte. Sie brachen nach Ammerfeld auf.

Auf dem Rückwege besprachen die Männer Karlmanns nächste Aussichten — die Frauen aber stellten fest, wie der erwartete Weltbürger und seine Mutter es am besten haben würden. Toni ließ sich von Eva so willig leiten wie Karlmann von Johannes. Beide hatten ein tiefes Wohlgefühl, nach all den Wirren sich einer reifen Lebenskenntnis anvertrauen zu können. Sie beschlossen, in Ammerfeld zu bleiben, bis das Kind gekommen war. Was konnten sie sich Besseres wünschen als völlige Abgeschiedenheit und Stille? Hier konnte Karlmann die großen Arbeitspläne, die durch Johannes' Gespräche auf ihn eindrangen, gestalten. Hier wurde Toni, mochte die Mutterschaft noch so schwer über sie herkommen, gesund. Nach dem Abendessen besprachen sie sich unter der Assistenz der Rollfinks eingehend mit Frau Oberwieser, der Hebamme, die ein hübsches Häuschen und eine Gemischtwarenhandlung besaß. Sie vermietete ihre besten Stuben, die eben frei geworden waren, an das junge „Ehepaar". Rollfinks Freundschaft bürgte ihr für alles. Das Oberwiesersche Haus lag unweit des Rollfinkschen in einem Obstgarten und grenzte wie jenes an den Fluß. Die Flüchtlinge blieben da — am nächsten Tage kam das Gepäck nach. Um mit der hohen Obrigkeit nicht in Konflikt zu geraten, mußte Karlmann sein Schlafgemach im Hause gegenüber, beim Rebnerbauer, beziehen. Es war zwar nur ein Heuboden, aber er hatte niemals besser geschlafen, in seinem schönsten Friedrichsburger Messingbett nicht, als hier, wo nachts der Kater Grau zu seinen Füßen lag und unten das dumpfe Brüllen der Kühe ihn in aller Frühe weckte.

So kam für den Anfang eine glückliche Zeit. Toni lächelte, wenn Karlmann ihr begeistert

erklärte, daß alle Sorgen für die Zukunft gehoben seien. Zwei Zeitschriften, an die ihn Johannes empfohlen, hätten Aufsätze von ihm angenommen, und wenn er auch bis jetzt nur hundertfünfzig Mark damit verdient habe, müsse seine große Arbeit, eine Kulturgeschichte des Krieges der weißen und der roten Rose, ganz sicher die materielle Unabhängigkeit bringen. Fast täglich fuhr er nach München, um in der Staatsbibliothek zu lesen — jedesmal brachte er auch dicke Bände mit nach Ammerfeld, und die beiden Bauernhäuser zeigten sich für solche Wissensschätze nicht eingerichtet. Der Kater verdarb in sehr unreinlicher Weise eine wertvolle History of England. Das alte Papier einer seltenen Shakespeareausgabe reizte den Geschmack eines gezähmten Raben. Aber über all die Fährnisse kam Karlmann in seinem frohen Arbeitseifer rasch hinweg. Freilich gestand er sich nur unvollkommen ein, daß die Vollendung der Riesenaufgabe und ihre praktische Verwertung nicht vor zwei Jahren zu erwarten war. Toni ahnte das, aber sie hütete sich, ihn zu entmutigen. Sie ließ ihm seinen Glauben und sein Selbstständigkeitsgefühl — bei sich wußte sie gut, worauf ihr Lebensunterhalt sich wirklich zu stützen hatte. Sobald sie von dem Kinde genesen war, wollte sie sich in München ihrem Berufe widmen. Einen orthopädischen Turnkursus wollte sie einrichten. Gelang ihr dies, war für sie alle gesorgt. Dann mochte Karlmann nur seine englische Kulturgeschichte weiter schreiben. Das Moralgefühl des Familienernährers ließ sie ihm gern — aber zum Gelderdienen war er für ihre Empfindung nicht geboren, ihr vornehmer, verwöhnter Karlmann. Das war ihre Sache. Sie wollte etwas Besseres als Geld von ihm — sie wünschte sich stets nur

den größten Anteil an seinem Trachten und Träumen.

Der Winter kam. Es wurde kalt und rauh in Ammerfeld, doch Karlmann blieb auf seinem Heuboden zäh bei der Arbeit. Toni erwartete in tapferer Zuversicht ihr Kind. An einem dunkel umnebelten Januarmorgen kam ein Mädchen zur Welt. Toni litt furchtbar. Der Arzt, ein braver, aber robuster und geräuschvoller Mann, der an Bauernwochenstuben gewöhnt war, blieb die ganze Nacht an ihrem Lager. Er wurde schließlich auch blaß und still, so brachte ihn diese schwere Geburt, bei der es ihm mehr galt als sonst, herunter. Auch Frau Oberwieser geriet in Furcht und Schwäche — Eva Rollfink konnte es nicht hindern, daß sie um sieben Uhr, als die Wehen abermals aussetzten, laut zu beten anfing. Dann endlich kam das Kind, ein zartes Mädchen mit Karlmanns goldblondem Haar. Der junge Vater wurde noch lange nicht erlöst, noch lange sollte sein Gemüt in der schrecklichsten Schwebe von Hoffnung und Verzweiflung bleiben. Toni wurde sehr krank. Anzeichen von Kindbettfieber kamen, ihr Leben wollte in dumpfen Abendstunden verlöschen. So hatte Karlmann Rominger nie gerungen, so nie zum lieben Gott gesprochen, der ihm immer ein fremder, großer Herr gewesen war. Er erhörte ihn aber. Er wurde ihm in neuer Allmacht vertraut. Denn wirklich, es waren die alten Christinstinkte, die jetzt in Karlmanns moderne Abtrünnigkeit einkehrten. Er sehnte sich nach dem Glauben seiner Väter — das war schon viel, das war ihm alles. Toni genas. Sehr langsam, sehr elend, ein Schatten der früheren Toni — doch sie genas. Wo aber blieben nun ihre Zukunftspläne? Er fühlte, wie sie sich darum bangte,

aus ihren Fieberphantasien hatte er es herausgehört. Doch wirklich trösten konnte er sie nicht. Auch ihm waren in diesen furchtbaren Tagen jeder Arbeitssinn und jeder Arbeitsfortschritt erlahmt. Er mußte sich erst langsam wieder aus der ungeheuren Gegenwart in die blassen Vergangenheitsschemen zurückfinden. Sie aber, die schwache, die bleiche, zu wochenlanger Bettruhe verurteilte Rekonvaleszentin, die nicht einmal ihr Kind nähren konnte — wo sollte sie die Kraft finden, ihren schweren, gesundheitfordernden Beruf zu ergreifen? Als er ihr erklärte, daß er der großen Arbeit entsagen und fürs tägliche Brot schreiben wolle, bat sie ihn mit solcher Leidenschaft, ihr nur das nicht anzutun, daß er für ihr Leben fürchtete und erschüttert versprach, daran nie mehr zu denken. Ihr Opfer dürfe er nicht werden — das wiederholte Toni unter heißen Tränen immer wieder. Aber was war zu tun? Wie war es zu verscheuchen, das dunkle, unheimliche Gespenst, das zum ersten Male mit drohender Faust auf Karlmann Rominger zuschritt? Er hatte die Not nie gekannt — jetzt sah er sich plötzlich in ihren Klauen.

Sie hatten kein Geld mehr und keine Aussicht, genügende Mittel zu erhalten. Auch bedurfte Toni einer besonders guten Kost, und Karlmanns Magen konnte wirklichen Entbehrungen noch weniger standhalten. Der Winter war hart — es fehlte an Feuerung, an unentbehrlichen Kleidungsstücken. Wie ein sibirischer Flüchtling, mit Weib und Kind dem Elend der Kälte preisgegeben, kam Karlmann sich allmählich vor. Und in nächster Nähe hatte er das liebe, warme München. Eigentlich haßte er das verschneite Dorf. Eigentlich hatte er es immer gehaßt. Er war ein verwöhnter Stadtmensch. Es war ja unmöglich, daß er solchen Gegnern

standhalten konnte. Toni war es eher gegeben, hier zu existieren, Toni, die von Bauern abstammte, der noch die harten Arbeitshände, die starken, beinahe plumpen Gelenke anhafteten ... Mit ängstlicher Scheu vermied es Karlmann, sich Johannes Rollfink anzuvertrauen. Er sprach beharrlich nur über geistige Fragen mit ihm. Doch war er nicht ganz ehrlich vor sich selbst. Er wußte, daß der Vetter auch ohne Aussprache seine Verhältnisse kannte, er sah ihn in schwerer Freundessorge umhergehen, denn einer Bitte bedurfte es nicht, um Johannes zu jedem Opfer zu veranlassen. Er hatte bereits getan, was er tun konnte — jetzt, wenn Eva auch zum ersten Male warnen wollte, bezahlte er noch den Arzt — nun aber hatte seine Hilfskraft ein Ende. Rollfink wußte, soviel er darüber grübeln mochte, keinen Ausweg mehr — er riet dem erbleichenden Karlmann, sich an seine Eltern zu wenden.

„An meinen Vater?! Nie!"

„An deine Mutter, Karlmann."

„Nie! Nie!"

Er verließ den Blinden und stürmte zu Toni hinüber. Der Erschrockenen, die ihr Kind in den Armen hielt, erzählte er atemlos, was Johannes ihm zugemutet hatte.

„Ich stehe vor einer Unmöglichkeit, Toni!"

„Aber du könntest doch an Philipp schreiben."

„Der hat nichts!"

„An Marion — an Elsa —"

„Du vergißt, daß meine Schwestern verheiratet sind! Soll ich mich dem aussetzen, daß sie mit meinen Bettelbriefen zu ihren Männern gehen? Daß Herr Braumüller, dieser Holzwollefabrikant, oder Herr von Biegenau über meine Zukunft entscheidet? Ist es dahin gekommen?"

„Aber irgendwie muß uns doch geholfen wer-

den, Karlmann. Da wir's nit selber können. An deine Mama schreibst du nit?"

„Würdest du jetzt an deine Mutter schreiben können?"

„Wie kommst du darauf? Davon war doch nie die Rede. Die hat ja selbst nichts, auch wenn ich sie bitten tät'."

„Ich frage dich, ob du ihr schreiben würdest!"

„Ja, möchtest du das von mir verlangen, Karlmann?"

„Hab' ich ein Wort davon gesagt?!"

„Schrei doch nit so — du weckst das Kind!"

„Ich verlange nichts von dir — ich will nur deinen Standpunkt kennen! Du würdest also nicht an deine Familie schreiben?"

„Nein, Karlmann! Ebensowenig wie du an deine!"

„So!"

„Jawohl! Wenn du's genau wissen willst!"

Er sagte kein Wort mehr und verließ sie. Auf den Feldern lief er lange umher, ohne Ruhe zu finden. Wohin war er geraten? Toni, die Tochter vom Koch am Markt, sie sollte auf dem Trotz ihres Selbstbewußtseins beharren können, und er, er, Karlmann Rominger, er mußte vielleicht zu Kreuze kriechen? Pater peccavi sagen? Ein verlorener Sohn? Warum? Weil er als Mann die Verantwortung hatte? Verantwortung! Ja, Pflicht zur Demut! Es war stärker als er, was ihn umgab, es zwang ihn in die Knie. Vor ihm stand der Hunger, der nackte, bittere, verzweifelte Hunger. Nein — nur das nicht! Sein Weib! Sein Kind! Das wahre Selbstgefühl behielt er doch. Er wollte auch das noch auf sich nehmen, wollte sich demütigen. Er, der stolze Flüchtling, er sprach das erste Wort. Versöhnung.

Oh, niemals kam Versöhnung! Erbarmen war es, auf das es ihm ankam, kühles, siegesbewußtes Mitleid. Er litt furchtbar. Sein Stolz war wie ein Panther, der sich in ihn einkrallte, noch einmal, noch einmal. Er schüttelte ihn ab. Er ging in seine Stube, weinte und schrieb an seine Mutter. Doch als er ihr geschrieben hatte, blieb der Stachel gegen Toni in seinem Gemüt, der ihn nicht mehr verließ durch lange, lange Jahre.

Klementine antwortete — er hatte sich nicht in ihr getäuscht. Am nächsten Tage kam ein Telegramm mit Geld und mit den Worten: „Bin Samstag früh acht Uhr in München, erwarte Dich am Bahnhof. Mama." Toni mußte Freude heucheln, als sie ihn in herzlicher, erlöster Freude dieses dürftige Friedenszeichen vorlesen sah. Tiefe Wehmut beschlich sie, Mitleid auch im Innersten. Das hatte er für sie getan, und sie, sie hatte ihn so weit gebracht! Die Sorge war eine all zu harte Lehrmeisterin für Karlmann Rominger — sie beugte seinen Nacken mit eiserner Hand, sie wollte von Grundsätzen und frischem Jugendtrotz nichts wissen. Schluchzend sank Toni aufs Bett, als Karlmann nach München aufbrach. War sie sein Glück? War sie sein Glück?! Oh, werden wollte sie es, noch einmal, immer wieder, für das Licht ihres Lebens, für ihn, für ihn, den einzig, ewig Geliebten. Er gab ihr alles. Sie wollte ihm auch alles geben. Ihr schlichtes, aufrechtes Selbst. War es viel, war es wenig? Wenn er in seinem Leben einen Menschen ganz besaß — es konnte ja nicht wenig sein. —

Nachmittags kam Karlmann mit seiner Mutter. Wirklich, sie war es, die stolze Frau Professor, die Toni über die Ammerfelder Dorfstraße schreiten sah. Das Herz stockte ihr. Wie sollte sie sich jetzt fassen?

Was ihr sagen? Heute? Zum ersten Male? Hatte sie Vorwürfe zu fürchten? Nur das nicht! Aber so konnte die Mutter ihr in Karlmanns Gegenwart unmöglich gegenübertreten. Sie kamen ja Arm in Arm — ein seltsamer Anblick. Halb beängstigend für Toni, halb wundervoll. Sie fühlte dunkel, daß es ihr jetzt doppelt galt, sich aufrecht zu halten. Karlmann kam mit seiner Mutter. Frau Rominger kam mit ihrem Sohn. Er wurde ihr fast fremd. Doch nein! Welch ein Wahnsinn umfing sie! Ihr Karlmann! Jetzt nahte ja die Hilfe, die Aussicht, das neue Leben! Endlich! Er hatte recht getan! Und sie, sie hatte sein Kind — das war ihr Beweis, ihr Recht, das war ihr Unumstößliches. Eine Glutwelle der Freude und des Stolzes stieg ihr aus dem Herzen in die Wangen empor — sich reckend trat Toni dem Besuch entgegen.

Klementine zeigte ein nervöses, hastiges, fast wirres Wesen. Es war dazu angetan, Tonis guten Willen in Sympathie und inniges Mitleid zu verwandeln. Die arme, reisemüde, plötzlich gealterte Frau! Mit Überschwang küßte sie Klementines fiebernde Hand, und Frau Rominger zitterte einen Augenblick. Sie mußte sich setzen. Sie starrte, einen Herzkrampf bezwingend, vor sich hin. Zum ersten Male sah Karlmann seine Mutter heute überwunden. Das bewegte ihn namenlos — er fragte mit weicher Stimme nach dem Vater, nach den Geschwistern — sie nickte nur und hielt seine Hand fest. Dann brachte Toni ihr die kleine Paula. Es war ein schönes, goldblondes, friedlich schlummerndes Kind. Ihr erstes Enkelkind. Klementine weinte. Da ließen die jungen Leute sie mit Paula allein. —

Die Mutter blieb drei volle Monate in Ammerfeld. Und es geschah in dieser Zeit, daß sie Toni von Herzen liebgewann. Sie sorgte für alles, sie

ordnete die Geldkalamität und sicherte die erste Zukunft. Sie bewirkte — das war ihre Haupttat — daß Toni und Karlmann in München getraut wurden. Still und ohne Feier, nur im Standesamt. Doch Klementine war dabei, und das Ehepaar Rollfink als Zeugen. Nun waren sie also Mann und Frau — nun endete die Flucht — ja, wo Klementine waltete, ging alles rasch, und man kam ernstlich, freudig weiter. Freilich — das erkannte Toni Tränkles kluges Herz sehr bald, auch als sie in Ehre und Würden Toni Rominger geworden war: die Liebe, die ihre Schwiegermutter ihr entgegenbrachte, so echt und respektvoll sie sein mochte, bedurfte doch der Überleitung. Von Karlmann über das Kind zu ihr mußte der zündende Funke gleiten. Was Klementine für Toni tat, tat sie eigentlich für Karlmann, und Paula war ihres Sohnes Kind, noch nicht so völlig das Kind der neuen Tochter. Tonis erstes Angstgefühl war verflogen — warmes Glück war mit der Mutter eingekehrt, kein Hochmut, keine Kälte. Sie hatte Toni in ihren alten Rechten anerkannt und die neuen begründet. Mehr konnte sie nicht tun. Aber sie tat es als Karlmanns Mutter. Es geschah alles für ihren Sohn. Und während ein stiller Neid in Tonis Herz kam, der sie mahnte: ich bleibe unversöhnt mit den lieben, schuldlosen Meinen daheim, und er, er fühlt schon wieder das alte Nest in der Nähe, tröstete sie sich doch selbst und sagte sich: Nur bei der Stange bleiben. Meine Zeit kommt auch. Ich habe Kraft zum Warten. Doch was er entbehrt, das muß ihm schnell ersetzt werden.

IX

Klementine wollte von Ammerfeld nach Berlin reisen, wo zwei neue Aufgaben ihrer harrten:

Franz Otto Braumüllers Heim zu besichtigen und dem Freiherrn von Biegenau ein neues Heim begründen zu helfen. Die beiden Ehen ließen sich zu ihrem Gram als Leidensgeschichten an. Karlmann merkte es an den Reden der Mutter, ohne daß sie es ihm zugestand. Bei Braumüllers hatte es schon in den ersten Monaten gewackelt. Sie hatten Frankfurt mit Berlin vertauscht, konnten sich aber über die Einrichtung der Berliner Wohnung nicht einigen, und Marions Verschwendungssinn stieß so heftig mit der zähen Sparsamkeit ihres Gatten zusammen, daß die junge Frau in verzweifelten Briefen die Hilfe der Mutter anrief. Über die Gefahr, die in der Einmischung einer Schwiegermutter lag, machte Marion sich keine Gedanken. Sie wollte nur siegen, ein für allemal den plumpen Spießbürger unter ihren zierlichen Pantoffel zwingen. Er liebte sie auf seine Weise, stierhaft, opferbereit, fanatisch. Sie hatte es eigentlich nicht gern, sich so lieben zu lassen, da sie sich wie ein Porzellanfigürchen in Bauernhänden vorkam, aber sie wollte wenigstens ausnützen, was ihr diese Liebe eintrug. Der erste, konstruierte Traum von Baden-Baden war verflogen. Er hatte eigentlich eine recht reizlose Gewöhnlichkeit, dieser bejahrte Geschäftsmann, und sie war dahintergekommen, daß es eine starke Anmaßung von ihm war, mit seinem Bildungsgrade sich um eine Romingertochter zu bewerben. Nun aber, da alles geschehen und sie seine Frau geworden war, sollten auch für immer die richtigen Grenzen zwischen ihnen gezogen werden. Das Land der Kultur, des Geschmacks, des feineren Lebensgenusses für Marion — für Braumüller die Praxis, das Geschäft, das materielle Leben. Schwer hielt es, ihm das deutlich zu machen, allzu schwer. Denn er wollte gerade dort hinüber,

wo sie ihm die Tür verschloß, und der Eingebildete glaubte ihr auch manches Gute aus seinem Lande mitzubringen. Sie verhandelten erst in scheinbarer Güte und Rücksicht wie sanfte Diplomaten — dann aber stritten sie sich, und eines Tages, eines Tages hatte der abscheuliche Braumüller die Maske abgeworfen: er war grob geworden. Grob gegen Marion Rominger. Er hatte geschrien und getobt, daß die Dienstboten schreckensbleich daherkamen. Das durfte nicht mehr vorkommen. Nie mehr! Was dachte sich denn der Holzwollefabrikant? Klementine tröstete ihre Tochter und versprach durch ihr Erscheinen die goldene Zeit heraufzubeschwören.

Bei Biegenaus stand es anders, aber nicht besser. Bald nach der Hochzeit, noch unterwegs, in Italien, hatte den Rittmeister eine schwere Krankheit befallen, von der er sich nicht erholen konnte. Was nützte es Elsa, mit ihrem Gatten auf der Terrasse des schönsten Hotels von Monte Carlo zu sitzen? Stumpfe Augen hatte er für das blaue Mittelmeer, für die ragenden Palmen und die eleganten, lebensvollen Menschen. Sie mußte mit ihm nach Hause zurückkehren, und die Strapazen der Reise warfen Biegenau in Friedrichsburg völlig nieder. Klementine und Elsa pflegten ihn — es war eine traurige junge Ehestandszeit. Doch als er gerettet war, stand es für ihn und die andern fest: er konnte nicht länger im Dienst bleiben. Was er, der Verbrauchte, lange hinausgeschoben hatte, wurde jetzt Tatsache: er bat um seinen Abschied. Wohl ernannte der gnädige Großherzog ihn zum Major, wohl konnte er in allen Ehren scheiden, aber der Zivilanzug, den er mit der schönen Dragoneruniform vertauschen mußte, machte aus dem Schmetterling Biegenau eine unscheinbare Raupe, und er wurde plötzlich ein dürrer, ältlicher

Mann. Elsa sah es, doch ihr Frauenmitleid überwog. Klementine sah es, und es war ihr ein tiefer, bleibender Schrecken. Freilich — „die Baronin" oder „die Frau Major" von ihrer Tochter sagen zu können, blieb ihr, das stärkte den Mut, von vielem Glanz und Reichtum Abschied zu nehmen. Auch kam Biegenau selbst sehr bald über sein Mißgeschick fort, indem er erklärte, sich endlich seiner Lieblingsneigung, dem Rennsport, völlig widmen zu wollen. Er blieb nicht in Friedrichsburg — er machte es Braumüller nach und zog mit seiner jungen Frau nach Berlin. Braumüller war auch hierüber unglücklich. Er hatte die Anschauung des geborenen Berliners, der als „gemachter Mann" nach Berlin zurückkehrt — er lebte in dem Glauben, daß seine Vaterstadt ihm gehörte, daß alles jetzt auf ihn blicken müßte, und niemand, der ihm nicht recht war, seinen Einzug stören dürfte. Freiherr von Biegenau und seine Gattin störten ihn ganz erheblich. Er sah Unheil und neuen Zwist in dem Erscheinen der beiden, seine Ansichten trennten ihn völlig von dem pensionierten, beruflosen Offizier, und er wollte um jeden Preis verhindern, daß Marion sich mit ihrer Familie aufs neue vereinigte. Frischer Zündstoff kam in das Romingersche Lager zu Friedrichsburg und zu Berlin. Nun gar noch die Schwiegermutter! Franz Otto Braumüller mußte jetzt seinen ganzen Mann stellen, denn er ahnte, daß er allein war unter lauter Menschen, die das Entgegengesetzte als er wollten.

Doch ein schwerer, folgenreicher Zwischenfall bewahrte Braumüller noch vor dem Ausbruch des Krieges. Klementine mußte einen Tag vor der Abreise ihre sämtlichen Pläne umstoßen. Aus Friedrichsburg kam ein Telegramm von Philipp, das eine neue Erkrankung des Vaters meldete — die

wenigen Worte, die eigentlich nichts sagten, sagten alles: Justinus Romingers Ende war nahe. Da gab die arme, hin und her gerissene Frau ihren Berliner Reiseplan auf — sie zitierte die Töchter und Schwiegersöhne telegraphisch nach Friedrichsburg und reiste selbst sofort von Ammerfeld in die Heimat ab. Karlmann begleitete sie.

Mit schwerem Herzen ließ Toni ihn ziehen. Es kam eine arge Verlassenheit über sie. Besonders quälend wurde ihr der Gedanke, Karlmann den Erschütterungen des Todes preisgegeben zu wissen, doppelt preisgegeben auch den Einflüssen seiner Familie, noch dazu in Friedrichsburg, wo sie die unversöhnten Ihrigen wußte. Sie war seiner sicher bis ans Grab, aber ihre Eifersucht lohte mächtig auf, und sie erkannte jetzt, wie völlig sie sein Gefühlsleben beherrscht hatte. Nun drangen plötzlich andre Mächte auf ihn ein. Der Vater — sie konnte ihn nicht von den letzten Stunden seines Vaters trennen. Und sonst? Einmal noch in der Heimat — wer wußte es — das letztemal vielleicht, und dann für immer bei ihr. Sie faßte sich und ließ ihn reisen. Ihn drängte es gewaltig zu den alten Bildern zurück — das sah sie. Sie mußte sich hüten, dieser Sehnsucht nach Ausgleich und Versöhnung mit eignen Wünschen in den Weg zu treten. Als Karlmann und seine Mutter fort waren, weinte Toni sich bei Eva Rollfink aus. Hier fand sie den Trost, den sie brauchte. Kein weiches Mitleid, kein ergebnisloses Nachsinnen — frischen Humor und Antrieb zur Tätigkeit, zur großen Muttersorge, die alle Gespenster verscheuchte.

Als Karlmann Friedrichsburg wiedersah, ruhig und sicher, nicht mehr als scheuer Flüchtling, da trat es ihm mächtig vor Augen: Abschied. Du mußt von deiner Jugend Abschied nehmen. Der Vater

lag in Agonie — einige Minuten hatte Karlmann an seinem Bett gestanden, ohne daß der Kranke ihn erkannte. Es war nichts für ihn zu tun, er mußte sich schweigend zurückziehen. Philipp war seltsam still und sah zum ersten Male blaß aus — es kam Karlmann sogar vor, als ob sein Bruder etwas abgemagert wäre. Sie sprachen sich nur selten, sie ließen sich gegenseitig unbehelligt. Marion und Braumüller waren schon angekommen. Während sie ihrem Gatten hundert Besorgungen auflud, widmete Marion sich der Mutter. Biegenaus verspäteten sich — mit stiller Entrüstung konstatierten es die anwesenden Familienmitglieder.

Langsam und auf den Zehen, nicht mehr herrisch und Türen schlagend, ging Karlmann durch die Räume des Elternhauses. Wie dunkel und ruhig war es jetzt hier — das Leben hielt gleichsam den Atem an. Dieses Haus, das so viele Gäste gesehen hatte, beherbergte einen Gast, der mächtiger war als alle. Wer lächelte ihn an, wer schmeichelte ihm, wer trank ihm zu? Keiner. Und dennoch diente man ihm. Denn es war ein Gast, dieser schattenhafte Schweiger, der noch nie im Hause Rominger eingekehrt war. Man hatte ihn hier nur vom Hörensagen gekannt. Man war vor ihm geflohen, recht kindisch, unüberlegt. Nun war er plötzlich da und tafelte und machte es sich bequem. Überall! Überall. Ein Schauder packte Karlmann. Er war auf die Veranda getreten und starrte in den Garten hinaus. War's Frühling jetzt, war's Herbst? Sie logen ja, diese knospenden Zweige, diese jungen Gräser, die aus schwarzer Erde sproßten. Der Wind ging rauh und kalt, den Himmel bedeckten jagende Wolken. Das war kein Frühling, konnte kein Frühling sein. Wie hatte sein Vater ihn geliebt in seinen starken Tagen!

Er wandte sich ab und stieg behutsam die Treppe zum ersten Stock hinauf. Er sehnte sich nach seinem Zimmer. Als er es betreten hatte, schloß er sich ein und ging an die liebe, wehe Arbeit, zu kramen und zu ordnen. Bücher und andre Dinge, die damals die Flucht beschwert hätten, wollte er jetzt mitnehmen. Und manches kam ihm dabei in die Hand, was ihn seltsam bewegte: eine Photographie von Lucie Naumann, eine andre, die von ihm selbst gemacht worden und die schöne Equipage, die gelbgepolsterte, mit dem silbergeschirrten Rappen darstellte. In ihr Inneres schmiegte sich Lucie, und Demmler saß stolz, die Peitsche haltend, auf dem Bock. Ein bitteres Lächeln kam auf Karlmanns Antlitz — dann zerriß er langsam diese versunkenen Torheiten. Auch Lucies Briefe, die ihm wie brennende Lügen vorkamen, zerriß er. Um sich rein zu baden, zog er seine Brieftasche hervor und betrachtete Tonis Bild, daneben auch die Photographie der kleinen Paula. Ja, hier war der Weg ins neue Leben — offen, frei und breit. Er konnte ihn nicht verfehlen. Frisch hinausschreiten wollte er, nachdem er dem Vergangenen und Sterbenden die letzte Ehre erwiesen — sich nicht mehr umschauen ...

Aus seinen Träumen schreckte ihn ein starkes Pochen auf. Wer wagte in diesem Hause solchen Laut? Karlmann erhob sich zornig und öffnete die Tür. Freiherr von Biegenau stand vor ihm. Lächelnd bot er dem tiefernsten Schwager die Hand, gerötet wie einer, der eben einen guten Trunk getan, und begann in seinem breiten Ostpreußisch loszupoltern: „Tag, Karlmann! Wie jeht's dir denn? Bin eben anjekommen! Alsa hatte Mijräne, sonst wären wir jestern schon dajewesen! Lange Reise von Berlin, aber der Speisewagen is jut!

Nur schade, Alsa kann das Fahren nich vertragen! Na? Hier jeht es also nich jut, hör ich? Hm?"

„Nein, gar nicht, und ich bitte dich herzlich, lieber Ernst, sprich leiser. Vater liegt dicht über uns."

„Ich weiß, ich weiß — aber das hört er ja nich, er hört ja überhaupt nichts, wie? Na, wie is es dir denn inzwischen erjangen? Du hast jeheiratet — hm?"

Karlmann wurde blaß, ihm krampfte sich das Herz zusammen, aber er bezwang sich. Rede stehen, diesem Taktlosen — das war ausgeschlossen.

„Is dir wohl janz anjenehm, jetzt wieder jut zu werden mit allen — hm? Zu Hause zu sein und 's jute Romingersche Essen und die juten Romingerschen Betten — ja — die Romantik is janz scheen, aber lange hält man se doch nich aus. Das weiß ich, lieber Freund, das weiß ich."

„Ernst, wir wollen lieber hinuntergehen — hier oben —"

„Hast mir ibrijens imponiert — das kann ich nich anders sagen. Mit nichts und aber nichts so 'm Mädel nachzulaufen in die waite Welt raus — na — es is dir ja jelungen, die riskante Jeschichte! Vorlaifig wenigstens! Und was Kleines habt ihr eich auch schon anjeschafft?"

„Komm, Schwager ..."

„Ja, ja — meinswejen — flistern kann ich nämlich nich — das jewehnt man sich beim Militär ab — beim Kommandieren, weißte —"

„Wir wollen zu Mama hinuntergehen."

„Jern! Da fällt mir auch eben ein: ich sollte dich ja in den Saal zitieren! Unten is die janze Familie versammelt! Sojar die Jroßmutter, die olle Frau! Es is janz feierlich! Der Arzt is nämlich da und hat's jewinscht!"

„Der Arzt? Der Geheimrat —?!"

„Derselbige. Er will, jlaub ich, noch mal 'ne Untersuchung am Papa vornehmen, und dann will er uns verkinden, wie die Aktien stehn — hab ich janz verjessen — wir sollen ja dabeisein."

„Das sagst du mir erst jetzt?!"

Karlmann ließ den Schwager, von plötzlicher Angst ergriffen, stehen und eilte ins Parterre hinunter. Biegenau folgte. Im Musiksaal waren wirklich alle Romingers versammelt. Es war ein seltsam beklemmendes Bild, diese schweigenden Menschen, blaß, mit schweren, verschwimmenden Zügen im Dämmerlicht. Die Großmutter saß in ihrem gewohnten Sessel, steinern, erwartungsvoll, mit dem Tode vertraut. Braumüller unterhielt sich flüsternd mit Philipp, Marion und Elsa schluchzten leise und suchten ihre Bewegung vor der Mutter zu verbergen. Klementine ging ratlos umher. Bis jetzt war ihr der Tag durch die vielen Besuche, die sich nach dem Kranken erkundigt hatten, leidlich vergangen. Solange die Teilnahme der Welt sie in Anspruch nahm, hielt sie sich aufrecht. Nun aber war gegen Abend der Geheimrat gekommen, und nachdem er einen Blick auf den Kranken geworfen, hatte er den Wunsch geäußert, daß die ganze Familie sich versammeln möchte. Hier unten sollten alle auf ihn warten, bis er wieder hinunterkomme und die Untersuchung beendet habe. Klementine vermied es, den andern ins Gesicht zu sehen. Sie fürchtete einer Antwort auf ihre Frage zu begegnen, einer Antwort, die sie nicht hören wollte. Noch stand ihr Lebensbau so fest wie eine alte, auf Felsen gegründete Burg. Noch faßte sie es nicht, daß der stützende Hauptquader sich lösen sollte. Noch war er ihr völlig fremd, der unsichtbare Gast, den sie schon so lange beherbergte. Hilfesuchende Blicke warf sie auf Karlmann, der eben mit Biegenau

eintrat. Er erfaßte die Sachlage, trat an die Mutter heran, nahm ihren Arm und zog sie neben sich auf ein Sofa. Dort saßen sie nun in stummem Sinnen, und ihre Blicke richteten sich zugleich auf das Bild, das ihnen gegenüber hing — ein großes Gemälde von Justinus Romingers Hand. Es mochte zwanzig Jahre alt sein. Es zeigte die Eltern und ihre Kinder. Lebensgläubig, in reifem Glück Justinus und Klementine — schöne, frohe, noch jugendliche Menschen. Die Kinderschar goldlockig, mit strahlenden blauen Augen, alle vier. An des Lebens Pforte. Die ins weite, weite Erdenland durch alle Jahreszeiten führte. Aber drüben, wenn der große Weg zurückgelegt war, da lag wieder eine Pforte. Das erkannten Klementine und Karlmann jetzt. Die führte nicht mehr in den hellen Frühlingstag zurück, sondern in die kalte, dunkle Winternacht. Für immer. An ihr vorüber kam niemand.

Sie fuhren auf. Die Tür war geöffnet worden — der Geheimrat trat ein, von seinem Assistenten begleitet. Er sagte nichts und man begriff ihn doch, auch Klementine, die wild aufschluchzte und von Karlmann mühsam gehalten wurde. Er führte sie — dem Arzte nach. Sie gingen alle hinauf, die stummen, ergebenen Menschen, und traten an das Lager des alten Künstlers, dessen Leben wie eine verflackernde Kerze erlosch. Er war im Atelier gebettet. Das war sein letzter Wunsch. Er wollte scheiden, den Blick auf seine Arbeit gerichtet. Karlmann sah in die brechenden Augen des Vaters. Es überwältigte ihn. Ihn zuerst. Er wußte nur noch, daß Marion ihn hinunterführte und, während ihm die Sinne schwanden, auf einen Diwan niederließ. Als er erwachte, war das Haus von Menschen angefüllt. Der Meister war tot. Die ganze Stadt brachte ihre Teilnahme in die stille Bertastraße.

Doch was blieb? — Diese dunkle Frage tauchte schon in der ersten Stunde, die den toten Vater im Hause sah, vor Karlmann auf. Nicht wie es Kindesliebe gern erträumt hatte, war das Ende des alten Mannes gewesen. Kein weiser, ins Jenseits schauender Geist war entflogen und hatte die müden Züge verklärt. Es war ein langes, stumpfes Versiegen gewesen, ganz physisch, ganz ohne Wissen und Erkenntnis. War ihm für einen Augenblick das Bewußtsein gekommen, daß sein heimgekehrter Sohn vor ihm stand, sein Karlmann, der Verzeihung erbat und letztes Begreifen? Der ihm im Tode zeigte, daß er ihm im Leben gerecht geworden? Nein. Ein fremdes Wesen, wie der Pfleger oder der Arzt, so hatte Karlmann vor dem Sterbenden gestanden. Keine Regung mehr, die seinem zerrissenen Herzen wohlgetan, kein Blick, kein Erkennen, kein Abschied. Ein alter Mensch, der starb, und dieser alte Mensch, er hatte nur an sich selbst zu denken. Endlich losgelöst von den Sorgen um andre, die ihn zermürbt hatten, mochte er gewiß nicht mehr zurückblicken und sich aufhalten bei den Überwundenen. Denn bitter, bitter im Innersten, war der Vater gewesen. Karlmann hatte diese Seite seines Wesens am besten gekannt. Und weil er sie gekannt hatte, war er ihm ferner geblieben als die andern Geschwister.

Was blieb? — Die Frau, die Witwe, hilflos, ratlos, denn sie erkannte nun erst, was sie an dem stillen Alten, den sie im Leben beiseite geschoben, gehabt hatte. Die Kinder... Alle draußen in der weiten Welt — in neuen Interessen, neuen Schicksalen. Ihnen blieb der Vater nur ein edler, blasser Gedanke, ein fernes, gepflegtes Grab. Sie hielten nichts Lebendiges von ihm in ihren kalten Händen. Die Werke?... Werke — ja. Sein Leben war

Mühe und Arbeit gewesen. Mochte er keiner von den Großen sein, die auferstehen und aus dem Winter Tod ein herrliches Frühlingsleben zaubern — ein echter Künstler, ein Meister und Vorbild war er doch. Mit höher schlagendem Herzen fühlte es Karlmann. Dieses unablässige Ringen — wie sollte es immerdar auch vor ihm stehen, auf seinem Zukunftswege! Ein ernster Mann, ein echter Künstler, der Ruhm und Welt gering geschätzt und lieber lehrte als schuf, weil seine Lehre tiefere Wurzeln hatte als sein Schaffen. So sollte es sein — so mußte es sein. Wenn man kein Arnold Ringer werden konnte, so sollte man wenigstens einem Justinus Rominger gleichen. Sein Sohn voran — sein Sohn! Und Karlmann wünschte sich ein Symbol des väterlichen Strebens, etwas, was ihn umgeben, niemals verlassen sollte. Keines von den großen Bildern war es, das er mit nach Ammerfeld nehmen wollte. Die ließ er gern der Mutter. Er wollte nichts als die unfertigen römischen Radierungen. Über ihnen war des Vaters Kraft erlahmt, an ihrer Vollendung war er, sich überschätzend, eigentlich gestorben. Im festen Bewußtsein seines Rechtes auf die merkwürdigen Blätter sprach Karlmann der Mutter seinen Wunsch aus. Sie zögerte erst und geriet in starke Verlegenheit — dann erfuhr er, daß Arnold Ringer, der zur Bestattung gekommen war, gestern im Atelier gewesen. Er habe die römischen Radierungen zu erben gewünscht und von Klementine sofort erhalten. Der fremde Dämon, der Justinus' Jugend unerreichbare Ziele vorgegaukelt und im Alter ihm aufs neue den vernichtenden Stachel ins Herz getrieben, er also raffte an sich, als Rarität, als hübsches Andenken, was den Sohn im Innersten beglückt hätte. Karlmann schwieg. Er bat die Mutter

nicht, ihr Versprechen rückgängig zu machen. Sie hatte an ihn nicht gedacht, und das war richtig so. Hätte sie es getan, so wäre manches in seiner Entwicklung anders gewesen. Karlmann hielt sich gewaltsam aufrecht. Kalt und wahr, unbeirrbar wahr wollte er den Dingen von jetzt an ins Gesicht sehen. Ade, Vater. Ade, Mutter. Ihm gehörte die rätselhafte, unbarmherzige Welt. Nur ihm ...

Was blieb? — Die Feier der Bestattung kam. Sie wurde eine großartige Kundgebung. Friedrichsburg trauerte ehrlich um seinen edlen Bürger. Der Minister sprach am Grabe vor Tausenden. Wie linder Trost senkte sich das in Klementines niedergebeugte Seele. Auch Graf Kilchberg, von dem man sonst nur Tischreden kannte, ließ sich vernehmen. Ein tragischer Humor — er sprach auch jetzt in Versen, ein langes, dem toten Meister huldigendes Gedicht. Karlmann wartete fieberhaft gespannt, ob Arnold Ringer das Wort ergreifen würde — wenn auch seine Rede im Programm der Feier nicht enthalten war. Aber Arnold Ringer schwieg. Karlmann sah ihn in der nächsten Nähe des Grabes stehen. Ernst und aufrecht, undurchdringlich — schweigend. Wohl sagte er sich, daß sein Vater von diesem Freunde zuletzt eine Rede vor aller Welt erwartet hätte. Aber eine tiefe Traurigkeit befiel ihn doch — der Zweifel blieb: war es das große Unaussprechbare zwischen den alten Künstlern, was den Meister stumm machte, oder die Pein, daß über das Lebenswerk Justinus Romingers von Arnold Ringer nichts Volles und Hochtönendes gesagt werden konnte? Karlmann sah von ihm fort. Sein Blick fiel getröstet auf die Schar der Kunstakademiker, auf die jungen, begeisterten Schüler des Entschlafenen. Blasse, erschütterte Stubenhocker standen da neben feierlich rotbäckigen

Studenten im Wichs, den Schläger in der Faust. Sie alle hatten den Vater gleicherweise geliebt. Sie alle nahmen von ihm wie von einer Lebensperiode Abschied. Und Hans Stichlinger sprach für sie — zu Karlmanns größter Überraschung. Er traute sich heute vor ganz Friedrichsburg heraus, der kleine Mann mit dem sichtbaren Buckel. Er war ein Redner, wie Karlmann es nie in ihm vermutet hatte. Begeistert und Begeisterung weckend. Er weinte, und man weinte mit. Heute, an diesem Grabe, liebten ihn sicherlich viele Frauen und Mädchen. Was der kleine, bescheidene Schüler aussprach, war mehr, war alles, und in Harmonie, als bleibende Erhebung schloß mit des Geistlichen Gebet Justinus Romingers Totenfeier.

Karlmann nahm Abschied — es drängte ihn zu Toni und ihrem Kinde zurück. Die Mutter wußte er, von der schwarzen Schar der Familie umgeben, in guter Hut. Er war doch wieder der Abtrünnige, er konnte gehen. Aber große, beruhigende Gefühle nahm er aus Friedrichsburg mit. Es war ein leuchtender Frühlingstag, als Karlmann, den Zylinder auf dem Kopf, in makelloser Trauerkleidung zum Bahnhof fuhr. Viele Leute grüßten ihn, und er grüßte bald wehmütig und in vornehmer Haltung, bald wie ein dankender Gebieter wieder. Sogar Demmler kam ihm jetzt noch in den Weg. Es interessierte Karlmann, wie das ehemalige Faktotum aussah, und er lehnte sich, seine Haltung vergessend, aus dem Wagen nach ihm zurück. Doch zu seinem Entsetzen sah er gerade Frau Barbara Tränkle ins Gesicht, die, einen Marktkorb schleppend, müde durch die Großherzog-Friedrich-Straße schlich. Wie war sie gealtert und bekümmert, Tonis Mutter! Hatte sie den vorüber-

fahrenden Verführer erkannt? Karlmann wußte es nicht. Ihm zitterte das Herz, ein kalter Schweiß trat auf seine Stirn, er verlor seine ganze Haltung. Fürchtete er sich vor der Frau des Kochs am Markt? Nein — er haßte sie nur, sie und ihren ganzen Anhang. Aufrecht verließ der junge Herr Rominger, der an der Totenfeier für seinen großen Vater teilgenommen hatte, den Wagen und betrat den Bahnhof. Ein bißchen mit dem Gefühl eines Geretteten und immer noch von der plötzlichen Begegnung entsetzt — doch unterließ er es nicht, im Restaurant ein Kästchen feinster Schokolade für Toni zu kaufen und gab sich, als der Zug ins Rollen kam, mit Behagen den Gedanken an sein junges, sehnsüchtiges Weib hin.

Zweiter Teil

I

Als Karlmann heimkam, war alles Schonung um ihn her. Toni hatte mit dem ersten Blick bemerkt, daß die Friedrichsburger Tage ihn stärker mitgenommen hatten als alle bisherigen Erlebnisse. Er hatte zum erstenmal den Tod gesehen, und das war wie ein harter Griffel in seine zarten, weichen Züge gefahren, hatte Linien hinterlassen, die nicht mehr vergingen. Sie fragte ihn nicht, ob ihm die letzten Stunden noch volle Versöhnung mit dem Vater gebracht hätten — die Wunde war zu frisch, und Toni ahnte, wieviel eigensüchtige Menschen sich zwischen den Sterbenden und sein heimgekehrtes Kind gedrängt haben mochten. Sie ließ ihn erst zur Ruhe kommen. Sie war froh, ihn wieder in Ammerfeld zu haben, wenn ihr auch die wehmütige Feierlichkeit seines Wesens nicht recht lag, und sie lieber ein frisch ausströmendes Leid, eine Aussprache tiefster Gemeinschaft mit ihm gehabt hätte. Zum Glück sah sie ihn bald zur Arbeit zurückkehren. Sie selbst wurde vollkommen von der kleinen Paula in Anspruch genommen und konnte sich ihm jetzt nicht widmen. Der immerfort unterbrochene Schlaf ihrer Nächte — Karlmann merkte davon nichts, er schlief seiner Nerven wegen im Nachbarhause —, die stetige Sorge um den Liebling, das war Arbeit genug. Aber selige Arbeit. Sie behielt ihr frohes, ruhiges Herz dabei. Nur Ammerfeld ... Sie fürchtete sich vor dem Winter im Dorfe und wollte nicht dort bleiben. Eva Rollfink, die sie liebte wie keine Freundin zuvor, begriff sie in dieser Beziehung nicht. Genossin

des blinden Mannes zu sein mit ihren Lichtaugen — das war herrlich und die höchste Lebensreligion einer Frau. Da verstand sie Eva ganz. Robust, wie Toni war und mehr noch schien, galt auch ihr tiefer Hang dem Zarten, Edeln, Kränklichen. Ein Muttergefühl lag in ihrer Leidenschaft für Karlmann, wie in Evas Liebe für Johannes. Aber wenn der geliebte Mann von einem stillen Garten umfriedet sein mußte, damit sein Werk gelang, so wollte sie am Dasein der andern Menschen teilnehmen. Hören mußte sie den Ruf des großen Lebens, wenn er auch nur wie ein Hornsignal aus grünem Walde klang. Sehen mußte sie, was lebte und litt, und wem sie gut sein konnte mit ihrem heißen, opferbereiten Herzen. Aber der Winter, der Winter — noch einmal diese Leichenstarre sehen, diese weiße Monotonie, an schlechten Eisenöfen hocken, die Abende überdauern, die endlos langen Abende, das Haus vom Ostwind umheult? Und ihr zartes Kind solcher Prüfung aussetzen? Nein, nein — jetzt kam der Sommer. Der war bunt und schön. Auch der Herbst konnte herrliche Tage bringen. Doch dann — soweit wie Eva Rollfink war sie nicht. Jedenfalls sah ihre Resignation ganz anders aus als die der Freundin. Sie konnte gefährlich werden für Toni wie für Karlmann.

Vorläufig sprach sie ihm ihren Wunsch nicht aus, um seinen Arbeitseifer nicht zu stören. Er schwärmte nach den Friedrichsburger Tagen für Ammerfeld und fuhr fast gar nicht nach München hinein. Bis über die Ohren saß er in seiner englischen Geschichte. Toni beobachtete mit Bangnis, wie er sich an das abgeschiedene Dorf gewöhnte, wie ihm, dem Empfindlichen, die einsamen Wanderungen als unbekannter Kulturträger und der ausschließliche Verkehr mit dem Blinden auf seiner asketischen

Lebenshöhe wohltaten. Er wollte sich hier finden — ja ... Aber fand er denn, so, wie der liebe Gott ihn gemacht hatte, auf diese Weise genug? Tonis naive Urteilskraft hegte Zweifel. Aber sie biß die Zähne aufeinander und schwieg. Bis plötzlich eines schönen Abends die Überraschung wieder einmal von seiner Seite kam. Der Winter wurde im Gespräch erwähnt, und Toni sprach das Wort ganz unbewußt wie etwas aussichtslos Trauriges aus. Da stutzte er, und erregt, mit großen Augen rief er: „Aber wir werden doch nicht noch einmal im Winter hierbleiben! Im Winter!? Nein, Toni! Das ist für mich nichts und für dich nichts und am wenigsten für das Kind! Ich habe mir felsenfest vorgenommen: Ammerfeld bis zum ersten Oktober — sehr gut, sehr schön! Doch dann unweigerlich München! Ich bitte dich, du darfst dich nicht dagegen sträuben!"

Sie sträubte sich nicht im mindesten. Aufjubelnd fiel sie ihm um den Hals, und mit lautem Lachen erfuhr er, daß er ihren lange verborgenen Wunsch ausgesprochen hatte. Nun schwärmte er von ihrem künftigen Heim in München. Er nahm ein Stück Papier und zeichnete den Plan der Wohnung, die noch gar nicht vorhanden war. Er skizzierte Möbel, für die das Geld in Tonis Empfindung auf dem Monde lag. Besonders aber begeisterte er sich für das Zimmer, das er ihr einrichten wollte. Empire, blaßgelb, gespannte Ripstapeten mit einer Rosenbordüre — dunkelbraune Möbel — oh, es sollte ein ideales Frauengemach werden! Sie unterbrach ihn, küßte ihn, rüttelte ihn — er solle doch um Gottes willen zur Wirklichkeit zurückkehren. Sie fühlte sich eigentlich geschmeichelt, wenn Karlmann davon träumte, wie ihre Bauerngestalt (mißtrauisch glaubte Toni noch immer daran) sich in der zartesten

Umgebung ausnehmen würde. Aber es jammerte sie, daß seine Liebe Unmöglichem nachhing, und sie kühlte ihn lieber gleich ab. Doch heute gelang es ihr nicht. Er setzte sein geheimnisvolles Lächeln auf, das er von Friedrichsburg mitgebracht hatte. Er ließ mit halben Worten durchblicken, daß seine Mutter nach des Vaters Tode Bestimmungen getroffen habe, Bestimmungen — alles sei jetzt anders, ihr künftiger Lebensweg unter den Fittichen der reich gewordenen Witwe sichergestellt. Toni mußte denken, als Karlmann auf die schlafende Paula deutete, daß hier ein Fürstenkind in der Wiege lag, auf große Erbschaft gebettet. Aber wieder drückte er sich nicht deutlich aus, und wieder verhinderte ein letzter Trotz die Tochter vom Koch, einen Rominger nach materiellen Wohltaten zu fragen. Kopfschüttelnd hörte sie nur, daß alles dasein sollte, was ein geordneter Hausstand in München erforderte. Die Wahrheit hätte sie freilich tief herabgestimmt. Justinus Rominger hatte weder ein Testament gemacht, noch war Klementine die reiche Erbin, die ihrem Sohn eine sorgenfreie Existenz verschaffen konnte. Tatbestand war, daß die Mutter sich beim Abschied in einer großen Trauergesellschaft befunden hatte, die sie so zerstreute, daß Karlmann nur einen matten Kuß von ihr bekommen. Gekränkt war er zur Tür geschritten, dort aber hatte die Mutter ihn plötzlich eingeholt, ihn hundertmal geküßt und mit den Worten entlassen: „Ich hab' ein kleines Papierle für dich verkauft — da nimm's — fürs Kind. Und wenn du wieder was haben willst, es braucht nur ein Wort!" Mit tränenden Augen hatte sie ihm zugenickt und war zur Gesellschaft zurückgekehrt. Er aber hielt einen Tausendmarkschein in seinen Händen. Es war ein angenehmes Gefühl, doch er steckte den Schein mit Gleich-

mut in die Tasche. Solches Reisegeschenk entsprach dem Hause Rominger. Toni? Toni glaubte an große Honorare.

Die Rollfinks, denen sie mit ihrer Absicht, Ammerfeld zu verlassen, wehe zu tun fürchteten, beschämten sie. Johannes und Eva wußten, was sie an dem täglichen Verkehr mit den Freunden verloren, doch zauderten sie keinen Augenblick, ihre Meinung auszusprechen. Sie hielten den Aufenthaltswechsel für gut. Bei einer gemeinsamen Abendwanderung nach Rottning wurde alles besprochen. Ihr Anfang war wundervoll, doch brachte das Ende einige Schrecken und hatte nur die harte Heilsamkeit, daß Johannes und Eva sich die Trennung nicht allzu schwer werden ließen.

Am Wehr, das die Retzach, Ammerfelds reißendes Flüßchen, bildete, kamen die Männer in ein Gespräch, wie Karlmann es liebte und Johannes nur mit großer Behutsamkeit führte. Sie sprachen von den höchsten Dingen, von Gott, von Goethe, und erlauchte Namen wurden ausgesprochen, mit ihrem Gefolge von Ideenverbindungen, das mühelos bereitlag. Scheu blieb Rollfink an der Schwelle des Tempels, während Karlmann munter hineintrat und seine Stimme im hohen Gewölbe tönen ließ. Sie wurde hier stärker zurückgeworfen als sie in Wirklichkeit war. Leises Summen klang besser, und Rollfink lächelte kaum merklich vor sich hin. Mit Worten sich den höchsten Göttern nähern, das war jung, sehr jung. Seltsam mutete es ihn an, daß Karlmann nicht schillerisch, aus unbekümmertem Jünglingsdrang zur Formel seiner Weltanschauung gelangte, sondern auf die Goetheweise, patriarchalisch breit und deutschtümelnd. Trotzdem, rein und gut war alles, was er sprach, und Johannes ließ sich

schließlich davon mitreißen. Sie einigten sich tiefer als je zuvor. Lange standen sie auf der Brücke, die über das Wehr führte, und lauschten, die Hände auf das Geländer gestützt, dem Brausen der Wasser. Karlmann sah ihren silbernen Gischt, ihr nimmermüdes Kommen und Stürzen, und ein wundervoller Ruysdael erschien ihm die Landschaft, das Flußtal mit seinen grüngrauen Baumwipfeln und dem bewölkten Sturmhimmel. Was ihm immer wieder geschah, ereignete sich auch heute. Er vergaß, daß der Freund, mit dem er eine innige Gemeinschaft gefunden, nur hörte, nur ahnte. Toni, die eben mit Eva die Brücke betrat, hatte in ihrer Unmittelbarkeit das Unglück, auszurufen: „Seht doch! Seht doch bloß! Ist das nit herrlich!" Sie merkte bald, was sie getan, und die Worte brannten ihr auf der Zunge. Sie sah, daß Eva blaß geworden und einen schnellen, scheuen Blick auf Johannes warf. Doch dieser erkannte selbst, was zu vertuschen war, und rief: „Ja, Kinder — nun haben wir es endlich mal, wie wir es haben wollten!" Da näherte Toni sich ihm rasch, schob ihren Arm in den seinen und schenkte ihm, scheinbar im Scherz, einen raschen, liebevollen Kuß. Von plötzlicher Eifersucht bewegt sah Eva hin. Dann lächelte sie — sie erkannte Tränen in Tonis Augen.

Arm in Arm gingen sie weiter. Am Flußufer, unterhalb Rottnings, lagerten sie. Der Abend war gekommen. Über dem Dorfe, das auf einem Höhenzuge lag und in scharfer Silhouette sich vom Himmel abhob, führte der Sonnenuntergang ein seltsames Farbenspiel auf. Eine brennende Wolkenburg war zu sehen, und Giganten rissen Quadern los, um sie in die goldene Tiefe zu stürzen. Karlmann gab diese Deutung, und Eva nickte. In dem Historiker steckte vielleicht ein Dichter. Ob seine

englischen Geschichtsstudien nicht eitel waren vor größeren Aufgaben? Johannes sollte einmal ein ernstes Wort mit ihm reden und ihn nicht in seiner trockenen Sammelwut lassen. Aber Vorsicht war geboten — das schnelle Selbstbewußtsein eines Rominger brauchte nur ein hohes Ziel zu sehen, und es ging durch.

Sie kamen nach Karlmanns Worten in eine seltsame Traumstimmung, die Toni plötzlich mit den Worten zerriß: „Kinder, habt ihr auch solchen Hunger?"

Da lachten alle, und ein Umschwung geschah. Karlmann wurde übermütig. Er ließ sich mit Toni auf einen derben, lustigen Disput ein, das mitgebrachte Abendessen wurde ausgepackt, die erste Weinflasche entkorkt, und nun gab es ein rechtes Gelage. Scherzworte flogen auf, besonders Toni hatte einen guten Abend. Karlmann zitierte Wilhelm Busch, blieb aber vor einer kräftigen Pointe stecken. Darüber machte sich Johannes, der die Fortsetzung kannte, mit gutmütigem Spott lustig, unterschätzte aber Karlmanns Empfindlichkeit, wenn es sich um eine geistige Leistung vor Frauen handelte. Insgeheim legte sich Karlmann auf die Lauer, um sich an dem Vetter zu rächen. Da er aber, vom Wein erhitzt, nicht mehr ohne Leidenschaft war, verließ ihn die Grazie. Toni, wie immer, bald mit einem Schwips gesegnet, wollte beständig, daß Karlmann die ganze Landschaft vor sich hatte. Da er abgewandt im Grase lag und Eva betrachtete, die etwas höher als er an eine Weide gelehnt saß, rief sie ihm zu: „Aber du siehst ja gar nix, Karlmann! Du hast ja gar keine Aussicht!"

„Doch!" rief er zurück. „Die allerschönste!"

„Was denn? Die Eva?! Du, ich werd' nit eifersüchtig!"

„Ich bin auch keine Sehenswürdigkeit," sagte Eva und schob den Rocksaum über ihre Füße. Johannes horchte auf.

„Doch, doch, ich find' es, liebe Cousine!" krähte Karlmann. „Ich find' es! Tut mir leid! Ich bin mal so!"

„Du bist mal so?" wiederholte Johannes leise.

„Jawohl, verehrtester Tolstoi! Ich halt's mit Vater Goethe! Klammernde Organe! Pardon! Ach Gott, der Wein!"

Niemand lachte mehr, und alle schwiegen. Karlmann wurde in dieser Minute verurteilt. Toni aber, deren Liebesinstinkt dies sofort empfand, war mit einem Schlage nüchtern. Erst wallte ihr Zorn auf, halb über die andern, halb über Karlmann — sie wußte nicht, ob sie ihn verteidigen oder abkanzeln sollte. Dann aber sah sie, daß Eva zu Johannes getreten war und sich neben ihm niederließ. Ein Abseits kam plötzlich zwischen das blasse, ernste Paar und sie. Wortlos wurde ausgesprochen: Ihr seid des blinden Freundes nicht wert. Da schluchzte Toni auf und rannte davon. Karlmann folgte ihr in höchster Bestürzung. Er holte sie erst auf der Landstraße ein und versuchte sie dort mit größter Mühe zu beruhigen. Sie warf ihm leidenschaftlich vor, was sie, Toni Tränkle, begriffen hatte, und er, Karlmann Rominger, noch immer nicht verstand. Er schwieg zu ihrem Vorwurf. Aber sie sah es ihm an, daß die edle Seite seines Wesens Oberhand gewann und ihn reuevoll zur Versöhnung trieb.

Besprochen wurde der Vorfall nicht mehr. Johannes und Eva verbargen ihre Empfindung und sprachen beim Heimweg möglichst harmlos von der Schönheit des Abends. Toni aber brannte ihr Abirren vom eigentlichen Thema im Herzen, sie

ging die Straße nach Ammerfeld einsam und in eignen Gedanken zurück. Sie fühlte sich vor einer seelischen Entgleisung, wie sie Karlmann geschehen war, sicher, doch blieb sie im Zweifel, ob sie sich darüber freuen oder grämen sollte. Liebe und Haß vertrug ihre Seele, wenn es sich um den geliebten Mann handelte, in jedem Maße, nur keine Geringschätzung. Und so geschah es, daß sie der fühlbaren Reserve der Rollfinks recht gab und ihnen zugleich grollte. So trieb es sie, dem schweigsamen Karlmann wie ein grobes Bauernmädel die Wahrheit zu sagen und ihn zugleich gegen jede Verurteilung in Schutz zu nehmen. Es war eine schwere Stunde für Toni, sie litt den Kampf um die Freundschaft am tiefsten. Etwas ruhiger wurde sie, als Eva beim Abschied wieder ganz die alte war und sie mit einem Kuß unter dem sternklaren Nachthimmel allein ließ. —

Klementine blieb den Sommer über in Friedrichsburg. Sie hatte große Dinge vor, und die Korrespondenz, die sie führte, kostete sie mehr, als sie dadurch gewann. Sie wollte das Haus in der Bertastraße teuer verkaufen, aber sie mußte es schließlich für die Hälfte hergeben, denn der eigentliche Reflektant kam nicht. Es galt, den künstlerischen Nachlaß des verstorbenen Meisters zu verwerten, sie hatte sich Schätze davon versprochen und mußte nun einsehen, daß das Interesse der Kunsthändler über eine pietätvolle Lokalausstellung nicht hinausging. Justinus Romingers Bilder hatten in der modernen Welt keinen Kaufpreis. Da Klementine nicht zu bestimmen war, ihre Forderungen herabzusetzen, ergab sich bald die Situation, daß die verehrungsvollen Handelsleute abreisten und ihr den Schatz überließen, so

daß sie von bemalter Leinwand umgeben war. Sie hätte für Justinus' Lebenswerk ein ganzes Haus gebraucht und verteilte die Mehrzahl der Bilder deshalb unter ihre Kinder, überzeugt, daß sie in Berlin, München und Dresden nur innige Freude damit erregen würde. In Dresden lebte Philipp, der Ernst des Lebens hatte das mit sich gebracht. Er hatte in dem Schachspiel, das ihm die Werbung um Lottchen Pisch war, einen unvorsichtigen Zug getan. Nach dem Tode seines Vaters hatte er durch den Reichtum seiner Zukünftigen mit einem Schlage ein selbständiger Mann sein wollen und in etwas künstlicher Leidenschaft dem erschrockenen Mädchen seine Liebe gestanden. Lottchen war zu Papa und Mama gelaufen, die höflich, aber bestimmt erklärten, daß sie bei aller Freundschaft für Philipp Rominger ihn nicht als Schwiegersohn ausersehen hätten. So war es damit nichts. Ohne Beruf konnte Philipp nicht leben, die goldene Friedrichsburger Jugend war vorüber. Er mußte auch endlich der Mutter, sollte ihre Zärtlichkeit sich nicht in heftigen Zorn verwandeln, irgendeinen Beweis seiner männlichen Kraft geben. Geld verdienen — das schwebte ihm sehr appetitlich vor. Natürlich nicht unter sechstausend Mark im Jahr. Er mußte sich, da man sich seltsamerweise nicht um ihn riß, und die Bedeutung, Philipp Rominger zu gewinnen, nicht jedem Deutschen sofort klar war, zu einem Monatsgehalt von hundertundfünfzig Mark entschließen. Auf Klementines dringende Bitten nahm ihn ein Kunsthändler in Dresden, der mit dem verstorbenen Vater befreundet gewesen, als Verkäufer an — als Verkäufer und als künstlerischen Beirat, wie Philipp betonte.

Die fieberhaft tätige Klementine brauchte immer ein großes Lebensprogramm. Sie sah ein allzu

großes vor sich. Wie König Lear verteilte sie ihr Reich und wollte ihre Kinder besuchen, jedes in seinem Besitz, den es ihr verdankte. Die Herrschsüchtige beging den alten Fehler — sie entäußerte sich ihrer Krone und glaubte, daß ihr die Macht durch den Namen blieb. Als sie nach achtzehn Jahren das Haus in der Bertastraße verließ, übertünchte sie selbst das traurige Abschiedsgefühl. Jetzt sollten fremde Menschen darin wohnen, aber in wenigen Jahren mußte es ihr ein leichtes sein, das Verkaufte zurückzukaufen und den Usurpator an die Luft zu setzen. Trotzdem regte sich bald ein unheimlicher Gram in ihrer Brust. Sie wurde, was sie nie gewesen, sehr empfindlich und glaubte sich von ihren Bekannten nicht wie früher respektiert. Die allverehrte Wirtin, die leuchtende Glücklichmacherin war Klementine nicht mehr, in ihrem schwarzen Trauerkleid, mit den verweinten Augen. Mitleid fürchtete sie wie die Pest, namentlich das der Friedrichsburger. Da lauerte jeder nur, wie er durch den Verlust des andern in der „Rangliste“ höher kam. Jeder, von dem man nichts mehr „hatte“, sank in den Alltagsfluß hinab. Mit harten, fast feindseligen Zügen ging Klementine durch die Straßen. Wie erlogen kam ihr der lächelnde Gruß ihrer Bekannten vor, an den sie bisher wie eine Fürstin geglaubt hatte. Der verehrte Meister Justinus — seine ganze „Stellung“ in Friedrichsburg schrumpfte darauf zusammen, daß die Witwe eine Pension erhielt. Er war ja nur ein staatlicher Schulmeister gewesen, und die Akademiker bekamen einen neuen Direktor. Insgeheim fühlte sie, es mußte so sein, aber sie wollte es sich nicht eingestehen — niemals. Nur das Machtgefühl nicht verlieren! Nur nicht vom Leben mitgeschleppt werden,

kraftlos, alt, ein unnützes Möbel — aufrecht, in der Herrschaft bleiben, das wollte sie. Nicht in Friedrichsburg. Hier vernarbte die Wunde nicht, die sie keinem Menschen auf der Welt zeigte. Wer durfte sie als Witwe mit einem Alltagsmaße messen? Wer hatte sie richtig beurteilt, als Justinus am Leben war? Sie hätte ihre Trauerkleider am liebsten vom Leibe gerissen, um in der wahren Trauer frei zu sein. Das Weib in ihr, das immer noch junge, sinnliche Weib, das gewaltsam eingeschläfert worden von nichtigen Sorgen um Fremde, nichtiger Liebe für Fremde. Sie hatte einst einen Künstler geliebt. Justinus hatte ihre Liebe gefürchtet. Sie flohen voreinander und nannten es doch ein Zusammenleben. Nie gewannen sie sich als Menschen zurück. Vor ihren Kindern und vor der Welt nicht. Dennoch galten sie für glücklich, dennoch ließen sie sich gern in dankbaren Reden als Glückliche feiern. Gäste, Gäste jeden Tag — nur bei sich selber waren sie nie zu Gast. Justinus hatte seine Kunst gehabt — Klementine haßte diese Kunst. Diese strenge, hochmütige Gottheit, die ihm nur Fernsein vom Weibe bedeutet hatte, so wie er geschaffen hatte, wie Justinus Künstler gewesen war.

Doch seltsam — er fehlte ihr jede Stunde. Sie fühlte dunkel, daß sie in die Irre ging, seitdem er nicht mehr da war. Versäumnis, Versäumnis tönte es wie eine mahnende Klage um sie her. Sie wollte noch einmal ganz zu sich selbst zurückkehren, die Menschen verachten, das Leben aufs neue liebgewinnen. Sie war jetzt vierundfünfzig Jahre. Zwanzig Jahre konnte sie noch vor sich haben — es sollte die Zeit der Reife und des einsamen Sieges werden. Dies beides ersehnte sich Klementines töricht junges Temperament. Im Herbst verließ

sie Friedrichsburg und reiste mit ihrer ganzen Habe nach Berlin.

Als Karlmann und Toni sich in ihrer Münchner Wohnung eben ein wenig eingelebt hatten — sie waren in die Arcisstraße gezogen, gegenüber der Alten Pinakothek —, erhielten sie ein Telegramm aus Berlin, das Klementines plötzliche Ankunft meldete. Karlmann war tief erschrocken — die Mutter hatte schmerzliche, leidenschaftliche Worte depeschiert. Was mochte in Berlin geschehen sein? Zwar liebte sie es, ihre unmittelbaren Einfälle den Kindern als kostspielige Depeschen zu senden, doch die heutige Mitteilung klang, als ob sie Berlin wieder aufgab und auch Dresden meiden wollte. Ihr Herz drängte sie plötzlich ganz zu Karlmann. Auch Paula und Toni wurden in der Depesche erwähnt. Die Erklärung dieses merkwürdigen Aufschreis sollte bald folgen. Klementine erschien mit Sack und Pack in München. Sie war so erschöpft und nervös, daß Toni ihr das Schlafzimmer einräumte und sie wie eine Tochter pflegte. Jetzt kam es aus Klementines Herzen allmählich heraus, das bittere Leid. Sie schalt ihre Töchter undankbar, sie war hinter fürchterliche Schliche gekommen.

„Das sind zwei saubere Patrone, die Mannsleut', die beiden!“ rief sie, sich im Bett aufsetzend. „Aber was soll man auch von ihnen erwarten! Die haben halt weg, was sie wollten! Aber Marion! Elsa! Daß die Frauenzimmer sich nit schämen, so lang wie sie sind —!“

„Mama,“ unterbrach Karlmann sie sanft, „reg dich nur nicht auf, Mama. Bedenke — dein Herz —“

„Jawohl, mein Herz, mein armes, gequältes Herz! Das hab' ich immer für meine Kinder hergegeben!“

„Bei mir soll es nicht umsonst gewesen sein, Mama, und Toni —"

„Ja, du! Du! Du bist gut! Du bist der einzige! Mein Karlmann! Und hast dir eine Frau genommen, die deiner wert ist! Das begreif' ich jetzt! Verzeih mir! Verzeiht mir, Kinder! Ich hab' ja damals nit gewußt, was ich tat!"

Sie weinte. Karlmann und Toni beugten sich erschüttert über sie. „Das ist alles vergeben und vergessen, liebste Mama," flüsterte Karlmann. „Wir wollten ja weiter nichts, als dir beweisen, daß du uns unrecht tust. Nun sind wir dort, wohin wir wollten. Und du bleibst bei uns —"

„Karlmann!"

„Aber tust du Marion und Elsa auch nicht unrecht? Ich kann mir gar nicht vorstellen — sie waren doch nach Papas Tode nur Rücksicht und Zärtlichkeit für dich —"

„Was!? Rücksicht! Zärtlichkeit?! Die Elsa läßt sich von dem Stallmenschen vorschreiben, ob sie eine Mutter haben darf oder nit! Und Marion — nein, das ist zu jämmerlich, ich kann es nit anders nennen, jäm—mer—lich!"

Toni suchte sie zu beruhigen.

„Ich weiß schon — aber ich frag' euch — ihr zwei — ihr anständigen Menschen — schickt es sich für meine Tochter, daß sie ihrem Leimsieder von Gemahl recht gibt und im geheimen nur will, daß ich den Kilchberg nit bei ihr sitzen seh'?! Solch Frauenzimmer? Solch taktlose, ehrvergessene Person?"

„Um Gottes willen, Mama!"

„Mit 'm Kilchberg hat sie ein Gspusi! Der ist jetzt pensioniert — der ist nach Berlin gezogen! Er hat's ja immer auf die Marion abgesehn! Ich kenn' doch den Kilchberg, wenn er seine Geieraugen

macht! Na, soll er nur dem Braumüller, dem Rindvieh, die Hörner aufsetzen, das ist das einzige, was mich freut — verdient's nit anders! Ich — ich laß meine Händ' von der Sippschaft!"

„Ich begreife nur gar nicht," wagte Karlmann einzuwerfen, „daß Philipp —"

„Philipp?!"

„Ja, hast du ihn denn überhaupt besucht?"

„Der ist der ärgste!"

„Philipp?"

„Ich war auch in Dresden!"

„Wann?"

„Bevor ich zu euch kam. Ja, ja — nimm mir's nit übel, Karlmann — ich mußt' es erst noch mit ihm versuchen. Ich konnt's doch nit für möglich halten, daß auch er —"

„Mama, das ist ja der reine Verfolgungswahn! Was hat Philipp getan?"

„Philipp — ach, es ist ja zum Lachen, wenn's nit zum Weinen wär'!... Also, er wohnt doch da in Dresden, in Blasewitz oder wie das verfluchte Nest heißt, da wohnt er doch in einer Pension. Ich war natürlich gespannt, wie er's hat, der arme Bub, zum erstenmal in der Fremde... Na... ich kam hin und —"

„Erzähl's jetzt lieber nicht, Mama."

„Hör zu! Die Pension gehört einer Dame — Fräulein Jäger — sehr schick, sehr nett, gar nit häßlich — jung noch — ja, ich war begeistert. Und voll Sorgfalt für den Philipp — wie 'ne Mutter! Lach nit, Karlmann!"

„Pardon, Mama, ich —"

„Jedenfalls — so was Feines hatte sie — direkt Feines — daß ich ahnungslos war. Der arme Philipp hat schwer zu arbeiten in der Kunsthandlung — also dacht' ich, hat er's wenigstens da-

heim gut. Hübsches Zimmer, gutes Bett, sehr gutes Essen ... Nur die Vertraulichkeit bei Tisch gefiel mir nit recht — von einem alten glatzköpfigen Israeliten mit der Jäger und auch vom Philipp. Ich schwieg dazu — ich blieb beim Beobachten — und in der zweiten Nacht —"

„Mama —"

„Da hab' ich meine Entdeckung machen müssen..."

„Wie denn? Wo?"

„Ja, das läßt sich schwer sagen. Es war zu entsetzlich, zu fürchterlich, und ihr werdet lachen, ihr zwei. Ach, ich war auch lächerlich, ich! Also — was soll ich ein Blatt vor den Mund nehmen — mir war in der Nacht nit gut, ich hatte den verdammten Gurkensalat gegessen — hab' ich nie vertragen — und geh' auf den Abort. Der ist auf der Treppe in dem Schelmenhause. Und wie ich da bin, hör' ich ein Flüstern und Huschen draußen — direkt vor der Tür — halt, dacht' ich, ein Rendezvous, und verhalt' mich ganz still. Ich hör' einen Kuß — dann noch einen — noch einen — mir ward's zuviel, und ich wär' doch gern wieder fort in mein Zimmer gekommen. Da plötzlich hör' ich das Weibsstück flüstern: ‚Philipp — Philipp — sei artig!' Und ihn: ‚Ach was! Komm mit!' Na, da wußt' ich — da wollt' ich schon aufspringen — ganz egal — und aus dem verfluchten Käfig 'naus, mitten unter die zwei! Aber ich besann mich, glücklicherweis'! Ich wartete noch eine volle Viertelstund' — dann waren sie endlich fort, und ich konnt' hinaus, mit lahmen Knien, ich weiß nit, wie ich mich in mein Zimmer geschleppt hab'. Lacht nit, Kinder."

Toni ging hinaus.

„Ja, ich weiß nicht, ob das ein so großes Verbrechen ist, Mama —" begann Karlmann, sich mühsam fassend.

„Sei's, was es sei — der Junge ist in ihren Klauen — er wird da zugrunde gehen! Ein Haus, wo so etwas möglich ist! Ich hab's ihm am nächsten Tage gesagt — und dann bin ich fort, weil der Elende grob geworden ist, grob gegen seine Mutter — dann bin ich nach Berlin zurück — und nun bin ich hier — bei euch — oh, laßt mich bleiben . . ."

„Mama — du kannst doch natürlich über uns verfügen — über alles, was wir haben. Und nun ruh' dich aus. Schlaf, Mama. Morgen ist alles besser."

Er verließ sie und ging zu Toni. Sie wollte noch einmal in Lachen ausbrechen, doch bezwang sie sich, als sie sein feierlich ernstes Gesicht sah.

„Die arme, arme Frau," flüsterte er. „Jetzt hat sie ihre erste Erfahrung machen müssen. Sie tut mir unendlich leid, Toni."

„Mir auch, Karlmann. Aber was soll nun werden?"

„Was werden soll?! Sie bleibt bei uns, selbstverständlich. Mich hat sie von ihren Kindern gewählt. Ich habe meinem seligen Vater gegenüber meine Pflicht zu erfüllen."

Toni schwieg eine Weile, dann sagte sie behutsam: „Gewiß, Karlmann. Aber ich glaube, wir müssen vorsichtig sein, wir müssen auch an uns denken."

„An uns?!"

„Natürlich. Wie ich zu deiner Mutter steh', weißt du. Ich will gewiß nur ihr Gutes. Aber zunächst muß ich doch an dich denken —"

„Überlaß mir —"

„Nein, Karlmann. Niemand wird sich mehr freuen als ich, wenn's mit der Mutter auf die Dauer geht. Aber auf die Dauer — daran glaub' ich halt nit, Karlmann."

„Wo der gute Wille ist —"

„Ja, wo der ist —"

„Ich hab' ihn! Laß mich nur machen!"

Er zog ein gekränktes Gesicht und verließ sie. Trotzdem wußte er, Tonis Zweifel war der seine. — Klementine blieb, und zunächst folgten glückliche Wochen. Von der Rücksicht liebevoller Kinder umgeben, in dem jungen Heim, die hübsche Enkelin ein täglich neuer Born der Freude — sie hatte es wirklich selten so gut gehabt. Nur als ernstere Gespräche kamen, glitten wieder Schatten über all die Sonne hin. Sie war mit Karlmanns Zukunftsplänen nicht einverstanden. Seine historischen Studien, die Mitarbeit bei wenig gelesenen Zeitschriften genügten ihr nicht als männlicher Lebensberuf. So große Reden, von Hoffnung und Selbstbewußtsein geschwellt, er ihr auch über diese Tätigkeit hielt, es lief doch, wie sie bald merkte, darauf hinaus, daß Toni als Turnlehrerin den eigentlichen Erwerb beschaffen sollte. Mit Feuereifer war sie dabei, und es begann ihr in München zu glücken. Sie bekam Privatstunden, sie hatte den Magistrat für die Gründung einer orthopädischen Anstalt interessiert. So schön das alles war und so sehr es für die Schwiegertochter sprach — allzusehr mochte Klementine sich von dem Tränklemädel nicht imponieren lassen. Sie fühlte ihren Karlmann in den Schatten gestellt, aufs Faulbett verwiesen (denn über seine Arbeit hatte sie kein Urteil), und bald zeigte sie offenkundig ihre Mißbilligung. Toni stellte sich des lieben Friedens wegen, als ob sie nichts davon merkte. In Karlmann aber sammelte sich der alte Trotz. Er fühlte sich selbst in Toni beleidigt, er sah, daß die Mutter wieder ihren Tyrannengelüsten verfiel und zu kommandieren anfing, wo sie Gast war. Es war mit

dem schönen Idyll zu Ende. Ein kleiner Anlaß brachte die Bombe zum Platzen.

Eines Tages kam ein ganzer Frachtwagen voll Bilderkisten an, und der erstaunte Karlmann erhielt von seiner Mutter die Auskunft: „Freu dich — das sind Vaters Historien. Jetzt habt ihr sämtliche Wände in der Wohnung voll."

„Aber Mutter — um Gotteswillen — die sollen hierbleiben? Bei mir?! Offen gestanden — ich mag die Historienbilder gar nicht."

„So?!"

„Mein Geschmack hat sich geändert — oder vielmehr in München erst gebildet. Vaters Künstlerschaft erkenne ich in kleineren Sachen an. Hier ist zu viel Theater, zu viel Staatsauftrag — und bedenke doch — der Staat hat sie ja nicht einmal genommen — wegen historischer Fehler — und damit soll ich mir meine ganze Wohnung behängen?"

„Nach meiner Ansicht kannst du keinen schöneren Wandschmuck haben. Schon deine Pietät sollte dir das selbstverständlich machen. Um diese Bilder hat dein Vater viel gelitten."

„Und ich — ich leide jetzt um meine Bilder!"

„Das ist mir egal — du bist verpflichtet, die Sachen unterzubringen. Du bist der einzige in der Familie, der ein Verhältnis zur Kunst hat. Braumüller und Biegenau —"

„Ach, die wollten sie wohl nicht? Die haben sich wohl höflich bedankt?! Und ich, ich soll damit vergewaltigt werden?"

„Karlmann!!"

„Nie, Mutter! Nichts nehm' ich! Damals, als ich nach Papas Tod das einzige, was mich gefreut hätte, haben wollte — die römischen Radierungen — da hast du mich abgewiesen — wie ein Bittsteller mußte ich fortgehen, denn der große Ringer wurde

bevorzugt — dem hattest du mein Erbteil gegeben! Alles auf den Namen hin! Alles auf Worte hin!"

„Jetzt läßt du die Maske fallen! So denkst du von deiner Mutter! Du auch! Du auch!"

„Das ist ja lächerlich!"

„Schweig still! Ich werde dir die Werke deines armen Vaters nit aufdrängen, du hochmütiger, dummer Bub du!"

„Mutter, ich dulde auf keinen Fall diesen Ton!"

„Du wirst ihn nit mehr zu hören bekommen — du wirst mich überhaupt nit mehr hören — ich geh' mit den Bildern — ich nehm' meine Bilder und verlaß euch! Dann bleib du nur bei deinem Kochmädel und laß dich von ihr ernähren!"

„Mutter!!!"

„Hier ist keine Atmosphär' für mich! Hier ist mir's zu faul! Hier erstick' ich!"

Das war das Ende. Wieder kam die böse Raserei in Karlmann auf, und es wäre etwas Schlimmes geschehen, er hätte Klementine die Tür gewiesen, wenn Toni nicht dazwischen gekommen wäre. Doch die Mutter packte alsbald ihre Sachen und verließ die Wohnung. Toni eilte ihr nach. Nach Stunden erst kam sie zu dem erschöpften Karlmann zurück und meldete ihm, daß sie die Mutter einigermaßen beruhigt habe. Toni war todmüde, denn sie war mit der Wütenden dreimal die Ludwigstraße auf und ab gelaufen, vom Siegestor bis zum Odeon, dann aber hatte sie sie überredet. Sie blieb in München. In einer Pension wollte sie ihr müdes Leben beschließen. Das klang sehr traurig, und Karlmann wurde von Reue gepackt. Er erhob sich und wollte die beleidigte Mutter sofort besuchen. Toni aber hielt ihn fest und sagte: „Wart noch ein paar Tage, Karlmann! Bis sie ruhiger gewor-


Princeton University Library
32101 066418672